1,20 DM / Band 14

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der schwarze Henker



Der schwarze Henker

John Sinclair Nr. 14

von Jason Dark

erschienen am 18.07.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der schwarze Henker

Er war eine Bestie, wie sie nur die Hölle erschaffen konnte. Er war grausam und blutrünstig. In den Wirren einer kriegerischen Zeit vollendete er sein mörderisches Handwerk.

Die einfachen Menschen mieden ihn, doch von den Herrschenden wurde er geschätzt. Unter seinem Beil starben Hunderte von unschuldigen Opfern, bis sich endlich vier mutige Männer aufmachten, ihn zu töten. Sie hatten dabei an alles gedacht – nur an eines nicht.

Der schwarze Henker war unsterblich!

Man schrieb das Jahr 1578!

Über die schroffen Grate und Zinnen der Grampian Mountains wehte ein beißender Wind. Die Kiefern und dürren Fichten bogen sich unter dem Sturm, als hätten sie Angst vor den gewaltigen dunklen Wolken, die mit großer Geschwindigkeit über den nächtlichen Himmel jagten.

Auch die Menschen fürchteten sich. Sie hockten in ihren Häusern, still und verängstigt. Die Hände hatten sie zum Gebet gefaltet, bleiche Lippen murmelten die Worte des Heils und der Erlösung.

Und erlöst werden wollten sie. Erlöst von einer grausamen Tortur, von einem Regiment des Schreckens.

Moro, der Henker, sollte vernichtet werden.

Endgültig…

Tot war er schon, dieser grausame Tyrann, der einen Pakt mit dem Satan geschlossen hatte und als unüberwindlich galt. Doch das war nun vorbei.

Mutige Männer hatten sich zusammengeschlossen, den Henker in die kleine Dorfkirche getrieben und dort getötet. Mit einem geweihten Pfeil. Abgeschossen von einer Armbrust.

Der Pfeil drang in das Herz des Tyrannen. Und dort steckte er immer noch.

Der Mann, der den Henker getötet hatte, hieß Neil Cromwell. Er war der Bürgermeister von Pitlochry, dem kleinen Ort in den schottischen Bergen. Und er war es auch, der vorgeschlagen hatte, den Henker in der unheiligen Erde zu begraben. Dieser Teufel durfte kein christliches Begräbnis bekommen. Es wäre reine Gotteslästerung gewesen.

Um Mitternacht sollte der Henker bestattet werden!

Die Männer, die diese Tat auf sich nehmen wollten, hatten sich in der kleinen Sakristei versammelt.

Vier Mutige, einer davon war der Pfarrer. Sein weißes Haar leuchtete im Licht der Kerzenflamme. Die Augen in dem faltigen Gesicht blickten jung und klar.

Der Reihe nach sah er die Männer an, die mit ihm um den halbrunden Tisch saßen. Da war Neil Cromwell, der Bürgermeister. Groß, wuchtig, ein Kerl wie ein Baum. Er besaß das größte Stück Land und sein Wort hatte Gewicht.

Neben ihm saß Flint Riley. Er arbeitete bei Cromwell als Knecht. Ein verschlossener Typ, auf den sich der Bürgermeister jedoch hundertprozentig verlassen konnte.

Und auch der junge O’Casey war anwesend. Der Henker hatte ihm die Frau genommen und ihn mit seinem zweijährigen Sohn allein gelassen. O’Casey war als Lehrer in den Ort gekommen. Niemand hatte diesem jungen Mann mit den verträumt wirkenden Augen soviel Energie zugetraut.

»Noch eine Stunde«, sagte der Pfarrer.

Die anderen nickten.
Neil Cromwell goß aus einer Kanne Selbstgebrannten Whisky in die Gläser. Schweigend prosteten die Männer sich zu.
»Das Grab ist bereits fertig«, meldete Cromwell. »Ich habe es wie vorgeschlagen auf dem Blutacker schaufeln lassen.«
»Ich glaube nicht, daß der Henker endgültig tot ist«, sagte Flint Riley.
Die anderen sahen ihn überrascht an.
»Wieso?« wollte Cromwell wissen.
»Ich hatte einen Traum«, berichtete der Knecht. »Ich habe gesehen, wie Moro aus seinem Grab stieg, das Beil in die Hand nahm und furchtbare Rache nahm.«
»Das ist doch Unsinn«, wehrte Cromwell ab, doch seine Stimme klang nicht überzeugend.
»Ich würde ihn auf jeden Fall noch einmal töten!« zischte der junge O'Casey haßerfüllt. »Er hat mein Leben zerstört. Er hat…«
»Wir sollten jetzt nicht mehr den Rachegedanken nacheilen«, schlichtete der Pfarrer die aufkommende Diskussion. »Wir müssen uns auf die vorliegende Aufgabe konzentrieren. Sie wird schwierig genug sein. Glaubt es mir.«
Cromwell trank sein Glas leer. »Moro ist tot, tot, tot«, rief er. »Und niemand wird ihn je zum Leben erwecken.«
»Der Satan kann vieles«, flüsterte Riley.
»Glaubst du an ihn?« Lauernd stellte Cromwell diese Frage.
Der Knecht blickte ihn ernst an. »Ja, ich glaube, daß es den Teufel gibt. Er lebt sogar unter uns. In vielerlei Gestalt. Der Gehörnte ist schlau. Er wird sich von seinem Diener nicht so leicht trennen. Mein Traum…«
»Haltet den Mund!« Der Pfarrer sprach die Worte scharf aus, und er schlug dabei mit der Faust auf den Tisch. »Wir sollten nicht Länger reden, sondern handeln.«
Dieser Meinung waren auch die übrigen Männer. Flint Riley nickte inhaltsschwer. Sie erhoben sich von ihren Plätzen. Mit gemessenen Schritten gingen sie auf die schmale Holztür der Sakristei zu. Der Pfarrer ging an der Spitze.
Er öffnete die Tür, die leise in den rostigen Angeln quietschte. Von der Sakristei aus betraten sie die kleine Kirche.
Es war still in dem Gotteshaus. Vorn am Altar brannten zwei einsame Kerzen Fest standen die geschnitzten Holzbänke auf dem gefliesten Boden. Bilder an den Wänden erzählten vom Leid des Kreuzweges. Das Mittelschiff ruhte auf runden Säulen.
Im hinteren Teil der Kirche stand das Taufbecken. Und hier wurde auch der Sarg aufbewahrt.
Der Sarg mit dem Henker!
Der Pfarrer zündete Kerzen an und verteilte sie an die Männer. Jeder

nahm ein Holzkreuz in die andere Hand.

Dann näherten sie sich dem Sarg.

Die Dunkelheit im hinteren Kirchenschiff lichtete sich. Das Kerzenlicht vertrieb die tintige Finsternis, malte die Schatten der Männer an die Wand und huschte gespenstig über die Gesichter.

Niemand sprach ein Wort.

Jeder war sich der einmaligen Aufgabe bewußt. Sie wuchsen in diesen Minuten zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammen, in der Standesunterschiede bedeutungslos waren.

Dann erreichten sie den offenen Sarg. Zu beiden Seiten bauten sie sich vor der Totenkiste auf, starrten minutenlang den toten Henker an.

Der Pfarrer erhob das Wort.

»Du Geißel der Hölle«, sprach er, »die ewige Finsternis und Verdammnis möge dich aufnehmen und dich nie mehr loslassen. Der Satan, dem du bei Lebzeiten gedient hast, soll dich in der Hölle noch verfluchen. Zu Staub sollst du werden, zu Staub, der vom Nachtwind davongetragen wird. Nie mehr wird ein Mensch durch dich Leid erfahren.« Der Geistliche holte tief Atem. Dann flüsterte er: »Der Herr stehe uns bei!«

Der Henker bot ein schauriges Bild. Sie hatten ihn so in die roh zusammengehauene Totenkiste hineingelegt, wie sie ihn gefunden hatten.

Er trug ein dunkles, eng am Körper liegendes Trikot. Seine Füße steckten in schwarzen Stiefeln. Er besaß einen muskulösen Körper, der viel von der Kraft zeigte, die in ihm steckte. Um die Taille trug er einen schwarzen Gürtel mit einer goldenen Schnalle. Vom Gesicht des Henkers war kaum etwas zu erkennen. Eine seidene Kapuze verdeckte es, so daß die Männer die Konturen darunter nur ahnen konnten.

Die Hände lagen über der Brust gekreuzt. Und zwischen den Handgelenken steckte der magische Pfeil, der von der Armbrust abgeschossen worden war.

Sein Mordinstrument hatte er ebenfalls mit in den Sarg bekommen. Es war ein gewaltiges Beil mit einer runden Klinge, auf der noch getrocknetes Blut klebte. Unzählige Opfer hatten unter dem Beil ihr Leben ausgehaucht. Der Henker hatte gewütet. Wahllos. Meist starben Unschuldige unter seiner fürchterlichen Waffe. Dabei nahm er keine Rücksicht auf Frauen und Kinder.

Er war besessen…

Doch das hatte nun ein Ende.

»Bringen wir es endlich hinter uns«, sagte der junge O’Casey. Seine Stimme klirrte vor Haß. Er litt schwer unter dem Verlust seiner geliebten Frau.

Der Pfarrer nickte.

Sie stellten die Kerzen zur Seite, steckten sie in vier Eisenständer, die

um das Taufbecken standen.

Der roh zusammengebaute Sarg besaß vier Tragegriffe. Jeweils zwei an einer Seite. Die Männer bückten sich. Schwielige Hände umfaßten die Griffe. Cromwell und sein Knecht gingen vorn. Sie waren die stärksten und stießen auch als erste die Kirchentür auf.

Der Wind hatte sich nicht gelegt. Im Gegenteil. Er heulte zwischen den Dachbarren und jammerte im Gebälk.

Mitternacht!

Auf die Minute genau verließen die vier Männer die Kirche und schlugen den Weg zum Leichenacker ein.

Sie hatten gerade die kleine Treppe hinter sich gelassen, als der Küster die Totenglocke läutete.

Dünn und hohl wurde ihr Klang vom Wind davongetragen, und wer ihn vernahm, der schlug hastig die Kreuzzeichen.

In dieser schrecklichen Nacht prallten das Gute und das Böse aufeinander. Und noch stand nicht fest, wer der Sieger sein würde…

***

Sie gingen am Dorf vorbei. Ein Trampelpfad führte zum Leichenacker, zu dem Ort, wo Mörder, Verbrecher und Schänder begraben waren.

Es war ein Ort der Verfluchten. Niemand betrat ihn freiwillig. Er wurde umsäumt von knorrigen Bäumen, deren gebogene Äste sich wie lange Finger über die unheilige Erde streckten. Der Boden war dunkelbraun, die Gräber fest getrampelt. Kein Kreuz, kein Grabstein zeigte an, wo die Verdammten beerdigt waren.

Die einzigen Besucher waren die Krähen. Sie hockten auf den kahlen Ästen, krächzten hin und wieder auf und flogen wie Todesboten über den Leichenacker. Längst war der Klang der Totenglocke verhallt. Der Wind jagte die Wolken vor sich her, trieb sie als große Berge zusammen, um sie im nächsten Augenblick wieder auseinander zu reißen. Hin und wieder war die Scheibe des Mondes am Himmel zu sehen. Kalt und blaß wirkte der Erdtrabant, wie ein großes Auge, das alles beobachtete, was auf der Welt vor sich ging.

Die vier Männer sprachen kein Wort, während sie den Sarg durch die Nacht schleppten. Am Tag zuvor hatte es noch geregnet. Der Boden war aufgeweicht. Bis zu den Knöcheln sanken die Männer ein in den lehmigen Matsch.

Nur Cromwell stieß hin und wieder ein sattes Knurren aus. Er war zufrieden, daß der Henker unter seinem Pfeil das schreckliche Leben ausgehaucht hatte.

Einige Yards gingen sie noch an einem alten Zaun entlang. Die Bretter steckten tief im Boden, Manche hingen auch schräg. Durch eine Lücke schimmerte das gelbe Augenpaar einer streunenden Katze.

Dann erreichten sie den Leichenacker.

Das Gelände lag an einem Hang. Ganz unten hatte der Totengräber die Kuhle geschaufelt.

Die Männer stellten den Sarg ab.

Der Pfarrer holte unter seinem langen Mantel ein Gefäß mit Weihwasser hervor. Er trat dicht an das Grab heran und spritzte das geweihte Wasser in die Grube. Dabei murmelte er lateinische Gebete.

Der Wind zerrte an den Jacken der Männer und wirbelte ihre Haare durcheinander. »Laßt ihn in die Grube hinab«, sagte der Pfarrer.

Die Männer packten den Sarg und hoben ihn an. Dann schwebte er über dem offenen Grab.

Kurzerhand ließen sie ihn fallen.

Die Totenkiste krachte in die Grube.

»Geschafft!« murmelte Cromwell.

Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, als sich der Wind legte. Still wurde es. Nicht einmal ein leichtes Säuseln war zu hören.

Die Männer bückten sich an. Unsicherheit flackerte in ihren Augen. Es war etwas geschehen, das sich nicht mit den Naturgesetzen erklären ließ.

Von einem Moment zum anderen nahm der Himmel eine andere Farbe an Schwefelgelbe Wolken ballten sich zusammen. Die Luft schmeckte auf einmal wie vor einem Gewitter.

»Weg!« murmelte der Pfarrer, »wir müssen weg hier. Der Teufel will sich rächen.« Flint Riley schlug hastig ein Kreuzzeichen. Er hatte fürchterliche Angst. Er ahnte, daß nicht alles glatt gehen würde.

Und er hatte recht.

Eine Stimme klang auf.

Dumpf und hohl. Sie drang aus dem Grab.

Der Henker sprach…

»Hört mich an!« schallte den Männern seine rauhe Stimme entgegen. »Hört mir zu, ihr Verfluchten. Ihr habt mich getötet und doch wiederum nicht. Ich werde zurückkommen, und der Satan persönlich wird meine Rache leiten. Vielleicht schon morgen, vielleicht aber erst übermorgen oder in hundert Jahren. Wer weiß… Ihr aber werdet eures Lebens nicht mehr froh. Mein Fluch trifft euch und eure Nachkommen. Die Kräfte der Holle werden sich breitmachen und mich rächen. Ich aber werde lachen und eure Seelen in die Finsternis holen.«

Die Männer wollten wegrennen, doch eine unbekannte Kraft hielt sie am Rand des Grabes fest. Sie starrten in den Sarg hinein, sahen den Henker in der offenen Totenkiste liegen und bemerkten, wie sich sein Gesicht veränderte.

Unter der Seidenkapuze schimmerte es gelblich, als wäre das wächserne Antlitz vergoldet worden.

In der Tat leuchtete das Gesicht golden. Aber es war kein Gesicht mehr, sondern ein schimmernder Totenschädel. Die Haut war von den Knochen gefallen, und der Schädel leuchtete durch die Kapuze.

»Geht jetzt!« drangen die Worte aus dem Maul. »Geht und zittert, ihr Wichte.« Im nächsten Augenblick zuckte ein Blitz vom Himmel.

»Aaaahhh…« Flint Riley brüllte auf. Er bog seinen zuckenden Körper zurück, hatte die Arme halb erhoben. Das Entsetzen hatte sich in seinem Gesicht festgefressen. Dann brach der Schrei ab. Langsam sank Flint Riley zu Boden. Schwarz hatte sich seine Haut gefärbt Schwarz und verbrannt.

Der schreckliche Vorgang hatte nur Sekunden gedauert. Eine Zeitspanne, in der die anderen drei Männer wie gelähmt dastanden.

Flint Riley war tot. Wann traf es den nächsten?

Darauf wollte keiner warten. In panischer Hast flohen die Männer dem Dorf zu. Sie ließen den Leichenacker so rasch hinter sich wie möglich.

Dann gellte ein schauriges Gelächter auf. Es trieb sie an, noch rascher zu laufen. Kurz vor dem Dorf trennten sie sich. Sie liefen in ihre Häuser zurück und verschlossen Türen und Fenster. Der Pfarrer ging in seine Kirche, kniete vor dem Altar nieder und betete.

In dieser Nacht geschah noch Schlimmes. Vieh verendete unter gräßlichen Qualen, und ein junger Mann spießte seine Mutter mit einer Heugabel auf. Am anderen Morgen fand man ihn erhängt auf dem Speicher des Hauses.

Nur der junge O'Casey erholte sich schneller. Sein Haß war zu groß. Er hockte in seiner Kammer, stierte in die Flamme des Öllichtes und dachte an Rache.

Er hatte seine Frau über alles geliebt, und der Henker hatte sie ihm genommen, Tränen rannen aus den Augen und benetzten die Handrücken. Am liebsten hätte er sich selbst umgebracht, aber da war noch Tom, sein zweijähriger Sohn. Für ihn hatte er zu sorgen. Tom schlief oben in einem kleinen Zimmer.

O'Casey ging hinauf, kletterte über die schmale steile Stiege. Er hielt ein Talglicht in der rechten Hand.

Behutsam drückte er die Zimmertür auf.

Friedlich lag der kleine Tommy in seinem Bettchen. Nur der blonde Wuschelkopf schaute hervor.

O'Casey kniete sich neben das Bett. Seine Hand fuhr über die lockigen Haare. Tommy bewegte sich im Schlaf. Er murmelte Worte, und er fragte nach seiner Mutter.

O'Casey zerschnitt es fast das Herz. Und wieder einmal stieg der Haß auf den Henker in ihm hoch.

»Verbrennen!« keuchte er. »Man müßte diesen Satan verbrennen. Dann bliebt nichts mehr von ihm übrig…«

Plötzlich spürte er den Windzug in seinem Nacken.
O'Casey drehte sich um.
Da war niemand.
Und doch…
»O'Casey, hörst du mich?«
Der junge Vater sprang auf. »Wer ist da? Wo hast du dich versteckt? Komm raus, du…«
Lachen.
Dann wieder die Stimme, »O'Casey ich friere so. Geh und schaufle mein Grab zu…« Der Henker. Das war der Henker, der gesprochen hatte. O'Casey rann eine Gänsehaut über den Rücken. Angst und bange wurde ihm. Aber der Henker lag in seinem Grab. Er war tot und konnte nicht sprechen. Und doch hatte er…
Da richtete sich der kleine Tommy auf. Verschlafen rieb er sich die Augen, blickte in die Flamme des Talglichts und verzog den Mund.
»Du sollst mein Grab zuschaufeln. Ich friere, O'Casey!«
»Neiinnnn!« brüllte der junge Vater. Er schlug sich mit dem Handballen gegen die Stirn, seine Augen wurden groß vor Entsetzen. Die Worte, die der Henker gesprochen hatte, waren aus dem Mund seines zweijährigen Sohnes gedrungen! Unmöglich… und doch wahr!
In diesen Minuten wurde O'Casey mit der Schwarzen Magie konfrontiert. Er erkannte den Schrecken, der darin steckte, und er begriff, wie wehrlos er ihm ausgesetzt war.
Noch einmal wiederholte sein Sohn den Befehl.
Er drang wie ein Nadelstich in das Hirn des jungen Vaters. Und er trieb ihn an. O'Casey machte auf dem Absatz kehrt und rannte aus dem Zimmer. Die Treppe stürzte er hinunter und verlor das Talglicht. Sofort fing das trockene Holz Feuer, und im Nu stand ein Teil des Treppenhauses in Flammen.
O'Casey kümmerte sich nicht darum.
Er rannte zum Leichenacker. Und er dachte dabei nicht mal an seinen Sohn, sondern sah nur die Aufgabe, die ihm der Henker eingeimpft hatte.
In fiebernder Eile schaufelte er das Grab zu. Und als er damit fertig war, rannte er in den düsteren Wald und erhängte sich dort.
Sein kleiner Sohn wurde von beherzten Nachbarn aus der Flammenhölle gerettet. Die Jahrhunderte vergingen. Kriege durchlebten das Land. Pest und Cholera wüteten.
Menschen starben, andere wurden geboren. Sie hörten von ihren Eltern, was damals geschehen war. Aus den Tatsachen wurde eine Legende, und irgendwann geriet der Henker in Vergessenheit.
Doch vierhundert Jahre später erfüllte sich sein grausamer Fluch. Die Zeitrechnung schrieb das Jahr neunzehnhundertachtundsiebzig. Die Menschen waren aufgeklärter. Die Technik hatte ihr Leben verändert.

Die alten Geschichten wurden höchstens noch einmal an langen Winterabenden erzählt.

Die Jungen lachten darüber, doch die Alten warnten. Wie recht sie mit ihren Warnungen hatten, sollte sich schon sehr bald zeigen…

***

Die Menschen in Pitlochry hatten sich nicht verändert. Das schottische Hochland und seine Bewohner besaßen ihre eigenen Gesetze. Sicher, der Ort war größer geworden. Es gab auch neue Straßen, Elektrizität, Autos und Tankstellen, doch irgendwie spürte jeder Fremde, der in den Ort kam, daß die Bewohner anders waren. Verschlossener, in sich gekehrter als andere.

Pitlochry besaß einige Hotels und Pensionen. Der Tourismus hatte auch hier Einzug gehalten. Die reizvolle Umgebung war es, die die Fremden lockte.

Und zu den Fremden gehörte auch Valerie Paine, die zweiundzwanzigjährige Blondine aus London.

Valerie machte drei Wochen Urlaub. Sie arbeitete in London als Sekretärin, und anstatt nach Spanien oder Mallorca zu fliegen, wie es andere Girls in ihrem Alter taten, wollte sie sich in den Bergen erholen.

Das hatte seinen Grund.

Ihre Verlobung war in die Brüche gegangen. Sie hatte die Verbindung gelöst, wollte nun in der Einsamkeit der Highlands darüber hinwegkommen und wieder zu sich selbst finden. Dabei sollten ihr lange Wanderungen und der beruhigende Anblick der Natur helfen.

Valerie wohnte bei dem Ehepaar O'Casey, einer Familie, die schon lange im Ort ansässig war. Mrs. O'Casey bemühte sich wie eine Mutter um ihren Gast. Valerie erinnerte sie immer an ihre eigene Tochter, die in Glasgow wohnte und mit einem Politiker verheiratet war.

Valeries Zimmer war klein, aber sehr sauber.

An diesem späten Nachmittag machte sich das Girl ausgehfertig. Sie streifte ihren grünen Mantel über und band sich ein Kopftuch um. Valerie hatte ein schmales Gesicht mit zahlreichen Sommersprossen um die Nase herum und blaue, ausdrucksvolle Augen. Ihre Lippen waren weich, das Kinn besaß ein lustiges Grübchen.

Sie mußte an der Küche vorbeigehen, um das Haus verlassen zu können.

Mrs. O'Casey hörte ihre Schritte und streckte ihren Kopf durch die offene Tür. »Sie wollen noch weg, Valerie?« Ihre Stimme klang erstaunt.

Das Madchen lächelte. »Ja, ich möchte mir noch den frischen Wind um die Nase wehen lassen. Ich gehe gern in den anbrechenden Abend hinein spazieren.«

»Sie sollten damit nicht spaßen.« Mrs. O'Casey hob den Zeigefinger. Sie war eine rundliche Frau. Ihr gutmütiges Gesicht nahm einen besorgten Ausdruck an. »Für ein junges Mädchen ist es gefährlich, abends allein zu gehen.«

Valerie lachte. »Wer sollte mir hier etwas tun?«

Mrs. O'Casey hob die Schultern. »Man kann nie wissen…«

»Ich weiß, worauf Sie hinauswollen«, sagte Valerie.

Mrs. O'Casey hatte ihr, als sie allein war, die Geschichte des Henkers erzählt. Vierhundert Jahre war der Kerl tot, aber manche Einwohner rechneten immer mit einer Rückkehr dieses Satans. Der Fluch war nicht in Vergessenheit geraten.

»Wenn ich den Henker sehe, bestelle ich ihm einen schönen Gruß«, erwiderte Valerie. »Ach was, Mrs. O'Casey, Gespenster und Geister gibt es nicht. Glauben Sie mir.«

»All right, Sie müssen es wissen, Valerie. Aber passen Sie trotzdem auf.«

»Werde ich machen. Good bye.«

Lachend verließ das junge Mädchen die Pension. Sie konnte über die Geschichten der Einheimischen nur den Kopf schütteln. An was die Leute hier noch alles glauben? Kaum vorstellbar, dachte sie. In deren Phantasie gibt es Geister, Dämonen und Gespenster. Aber für den Tourismus in Schottland ist das sehr förderlich. Schließlich hat hier jede Burg ihr »Gespenst«. Nicht umsonst kommen zahlreiche Besucher vom Festland herüber, um einen Gruselurlaub zu verleben. Sie übernachten in alten Schlössern und Burgen.

Oft kam das Gespenst auch. Clevere Manager hatten die Geister unter Vertrag genommen. Arbeitslose, junge Leute, die für ein paar Shilling Geist spielten. Verrückte Welt.

Valerie Paine ging die Dorfstraße hinunter. Um diese Zeit – es war März – merkte man noch nicht viel vom Touristenrummel. Geradezu verschlafen wirkte der Ort. Die Geschäfte hatten schon geschlossen. Hinter den Fenstern der alten Häuser brannte Licht. Vor einem Pub verbreitete eine Laterne ihr schwaches Licht.

Ein Pferdegespann fuhr die Straße entlang. Überholt wurde es dabei von einem grauen Rover. Junge Leute saßen in dem Wagen. Sie kurbelten die Scheiben herunter und winkten Valerie zu.

Sie winkte nicht einmal zurück. Von Männern hatte sie vorerst die Nase voll. Valerie Paine näherte sich dem Ortsende durch die schmalen Seitenstraßen, die zum Teil nicht einmal gepflastert waren.

Die Dämmerung kam wie ein großes graues Tuch. Sie hatte die Täler schon eingehüllt und nur die Spitzen der Berge stachen noch klar und deutlich hervor!

Vor Valerie Paine lagen Wiesen und Äcker. Wie dicke Watte wogte der kniehohe Abendnebel über den Feldern. Weiter nach Norden hin

stieg das Gelände an. Dichte Nadelwälder bedeckten die Flanken der Berge. Vor wenigen Tagen erst waren die letzten Schneereste weggetaut.

Der Boden war noch feucht. An tiefer gelegenen Stellen hatten sich Pfützen gesammelt. Nach einer kalten, klaren Nacht bedeckte sie morgens eine Eisschicht. Pitlochry blieb hinter der Spaziergängerin zurück. Valerie Paine fühlte sich aufgenommen in die Einsamkeit der Berge. Die Luft war klar, schmeckte aber noch nach Schnee. Wahrscheinlich würde das Thermometer wieder sinken.

Doch das war Valerie egal. Sie hatte sich warm angezogen und genoß die Stille der Natur.

Ohne es eigentlich zu wollen, näherte sie sich dem Leichenacker. Brach lag das Gelände vor ihr. Zwei umgekippte, mit Moos bewachsene Grabsteine erinnerten daran, daß hier einmal ein Friedhof gewesen war.

Die Geschichten kamen Valerie in den Sinn. Ihre Wirtin hatte ihr von dem schwarzen Henker berichtet, der unter der braunen Erde begraben lag.

Der schwarze Henker!

Das Mädchen dachte an den Namen, und dabei lief ihr ein Schauer über den Rücken. So spurlos waren die Erzählungen doch nicht an ihr vorübergegangen.

Sie blieb stehen.

Man konnte sich schon fürchten in dieser Einsamkeit. Das Dorf lag ziemlich weit entfernt. Der Ausbau hatte auf der anderen Seite stattgefunden. Hier, in der Nähe des Leichenackers, war alles so geblieben wie vor Hunderten von Jahren.

Ihr Blick schweifte über den alten Friedhof. Nicht nur Verbrecher und Gesetzesbrecher waren hier beigesetzt worden, sondern in den letzten hundert Jahren auch Soldaten. Aus diesem Grund standen auch noch die alten Grabsteine. Die Bewohner hatten es nicht übers Herz gebracht, die Männer einfach so in die kühle Erde zu betten.

Aber wo befand sich das Grab des schwarzen Henkers?

Die Neugierde siegte. Valerie Paine wollte es finden. Sie ging unter den kahlen Ästen der Bäume her und betrat das sagenumwobene Gelände. Schienbeinhoch wuchs braungrünes Gras. Die Spitzen wurden vom leichten Wind nach Osten gebogen.

Langsam schritt das junge Mädchen über den uralten Friedhof. Der Nebel wurde von Minute zu Minute dichter, verwob sich zu einem grauen Gespinst, das alles bedeckte wie ein großes Leichentuch.

Valerie Paine spürte das Unheimliche, das von diesem Ort ausging. Sie hatte schon des öfteren Friedhöfe betreten, doch dieser hier war anders. Er strahlte eine Atmosphäre aus, die Valerie frösteln ließ.

Sollte an den Geschichten doch etwas Wahres dran sein?

Schwer und feucht legte sich der Nebel auf ihre Atemwege. Er ließ diesen Totenacker noch geisterhafter erscheinen.

Plötzlich spürte Valerie einen ziehenden Schmerz an den Zehen. Sie war gegen einen der Grabsteine gelaufen. Schief hing er in der Erde. Valerie verzog das Gesicht, bückte sich und betrachtete den im Grabstein eingravierten Namen. Sie mußte erst das Moos entfernten, um die Buchstaben überhaupt entziffern zu können. Sie war so damit beschäftigt, daß sie nicht merkte, was in ihrem Rücken geschah.

Genau an diesem Abend, vierhundert Jahre nach dem Tod des Henkers, sollte sich sein unseliger Fluch erfüllen. Der Satan hielt es für angebracht, seinen Diener wieder auf die Menschheit loszulassen. Und ohne es zu wollen, war Valerie Paine in den Bannkreis des Fluches geraten. Der schwarze Henker reagierte sofort, denn sein erstes Opfer mußte ein junges Mädchen sein.

Wie vor langer, langer Zeit, als der schwarze Henker zum erstenmal mordete. Damals war es auch ein junges, blondhaariges Mädchen gewesen. Und obwohl inzwischen vierhundert Jahre vergangen waren, schien für den schwarzen Henker die Zeit stillgestanden zu haben…

***

Etwas Unheimliches, Grauenhaftes geschah hinter dem Rücken des Mädchens.

Ein Mensch, der vierhundert Jahre tot in der feuchten Erde gelegen hatte, entstieg dem kühlen Grab.

Unfaßbar, unmöglich…

Und doch wahr.

Die feuchte, lehmige Erde brach auf, wurde zur Seite geworfen, als würde ein riesiger Maulwurf seinen Weg bahnen. Doch es war kein Maulwurf, der sich aus dem Grab schob, sondern eine Hand.

Eine breite Hand, bedeckt mit braunem Staub. Die Finger waren zur Faust geschlossen und umklammerten ein Beil. Noch immer klebte das geronnene Blut an der halbrunden Schneide. Die Jahrhunderte waren spurlos an der Axt vorübergegangen.

Der Schrecken kam zurück.

Eine Schulter tauchte auf. Das schwarze Trikot spannte sich um die Muskeln. Dann folgte der Kopf!

Die Kapuze verdeckte den goldgelb schimmernden Totenschädel, das bleckende Gebiß und die leeren Augenhöhlen. Riesengroß wuchs dieses schreckliche Monster aus dem Grab. Eine Aura des Todes ging von ihm aus, ein Hauch von Gewalt und Mord.

Valerie Paine saß gedankenverloren vor dem Grabstein. Sie las den Namen eines Mannes und daß er durch eine Gewehrkugel zu Tode gekommen war.

»Mein Gott!« flüsterte sie. In ihrer Phantasie malte sie sich das

Kriegsgeschehen aus und ahnte nicht, daß die Wirklichkeit weit schlimmer war.

Der Unheimliche machte ein paar schlenkernde Armbewegungen, wie ein Sportler, der vor einer Turnübung die Muskeln lockert.

Doch für den Henker war es mehr. Er brauchte die Geschmeidigkeit, um nach jahrhundertelangem Schlaf einen Mord zu begehen.

Die Bestie näherte sich dem hockenden Mädchen, die rechte Hand mit dem Beil hoch erhoben.

Noch war Valerie ahnungslos.

Noch…

Plötzlich hatte sie das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Etwas schlug in ihr Alarm. Vielleicht ein innerer Wecker.

Sie drehte sich um, blickte in eine Nebelwand.

Und…

Weit riß Valerie Paine den Mund auf. Ein gellender Angstschrei drang über ihre Lippen. Wie ein Schemen aus einer anderen Welt tauchte er auf.

Der Henker!

»Aaaahhh!« Noch immer hallte der Angstschrei, wurde aber nicht weiter getragen, sondern vom Nebel verschluckt.

Dann brach der Schrei ab.

Die Panik kam. Die Angst, die Furcht.

Valerie Paine schnellte aus ihrer hockenden Stellung hoch. Trotz der schrecklichen Augenblicke kam ihr der Gedanke an Flucht. Weg hier! Weg von diesem unheimlichen Ort.

Sie federte zur Seite.

Der Henker machte zwei lange Schritte. Schattenhaft sah Valerie die Gestalt auf sich zukommen. Riesengroß und drohend. Der Unheimliche schien wie ein großes Tuch über sie zu fallen, sie spürte seine Hand an ihrer Schulter, wurde herumgerissen.

Entsetzen verzerrte ihr Gesicht. Aus angstgeweiteten Augen blickte sie diese grausame Gestalt an. Schemenhaft erkannte sie den leuchtenden Schädel hinter der Kapuze. Ihr Blick irrte weiter zu dem großen, mörderischen Beil mit der blutbefleckten Klinge.

Sie hörte ein schauriges Lachen, sah den Arm heruntersausen, vermeinte noch das Pfeifen der Klinge zu hören, und dann versank die Welt für sie in einem absoluten Nichts.

Der Tod hielt sie längst umklammert, als ihr kopfloser Körper zu Boden sank…

***

Tage, an denen ich pünktlich Feierabend habe, sind selten genug. Vielleicht klappt es drei-, viermal im Monat, öfter aber nicht. Und dann freue ich mich auf diese Abende. Ich verbringe sie nicht im

nächsten Pub oder in irgendeiner Bar, was so die allgemeine Welt von einem Junggesellen verlangt.

Nein, ich bleibe zu Hause und lese ein Buch.

Richtig! Ich lese. Sie haben sich nicht getäuscht. Ich schaue nicht in die Glotzkiste oder mache sonst was. Lesen entspannt mich ungemein.

Auch an diesem bewußten Dienstag freute ich mich auf die Stunden in der Wohnung. Pünktlich um siebzehn Uhr verließ ich das Yard-Gebäude, mit einer Laune, die zu einem strahlenden Frühlingstag gepaßt hätte, aber nicht zu dem Nieselregen, der ununterbrochen vom bleigrauen Himmel fiel.

Der Verkehr hatte sich bei dem schlechten Wetter noch mehr gestaut als sonst, und ich brauchte fast die doppelte Zeit, um zu meiner Wohnung zu gelangen.

Dort machte ich es mir bequem. Zu meinem Partner Suko ging ich nicht hinüber. Er wollte den Abend bei Bekannten im Chinesenviertel verbringen. Es gab dort eine familiäre Angelegenheit zu regeln. Ich zog meinen Anzug aus, schlüpfte in eine bequeme Cordhose, zog einen saloppen Pulli über, setzte die Stereo-Anlage in Betrieb, gönnte mir einen Whisky und nahm ein Buch zur Hand.

Aufseufzend fiel ich in meinen bequemen Ledersessel. Die Leselampe verbreitete ein anheimelndes Licht. Aus den Boxen drang »Strangers in the Night«, und ich fühlte mich rundum wohl.

Auch ein Geisterjäger, wie ich scherzhaft von meinen Freunden genannt wurde, hat ein Privatleben. Die letzten Wochen waren haarig genug gewesen. Manches Mal hatte mein Leben am seidenen Faden gehangen. Einmal sogar hatte mich mein Supergegner, der Schwarze Tod, lebendig begraben lassen.

***

Grausam…

Eine Stunde verging und auch die nächste. Die Entspannung floß förmlich in meinen Körper. Ich merkte, daß ich schläfrig wurde. Das Buch rutschte mir auf die Knie. Ich legte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Tatsächlich schlief ich ein.

Aufgeschreckt wurde ich durch das Läuten der Wohnungsklingel. Im ersten Augenblick fand ich mich nicht zurecht. Durch eine hastige Bewegung rutschte das Buch zu Boden.

Abermals klingelte es.

Ich wurde sauer.

Wenn jetzt irgend jemand vom Yard vor der Tür stand…

Nein, die hätten mich angerufen. Also ein privater Besuch.

Noch ziemlich weich in den Knien schlich ich zur Tür. Über die Sprechanlage erkundigte ich mich, wer unten sei.

Die Frauenstimme, die antwortete, kannte ich gut. Sie gehörte Glenda Perkins, meiner Sekretärin.

»Mr. Sinclair, kann ich Sie einen Augenblick sprechen? Es ist wirklich dringend.« Ich dachte rasch nach. Glenda war ein hübsches Kind und in mich unsterblich verliebt. Immer wieder machte sie heimliche Annährungsversuche, und ich muß ehrlich gestehen, es fiel mir nicht leicht, standhaft zu bleiben. Denn Glenda hatte eine ganze Menge zu bieten. Als Frau, meine ich.

Wollte sie es nun auf die direkte Tour versuchen?

Daran konnte ich einfach nicht glauben, so wie ihre Stimme geklungen hatte. Das Girl schien Sorgen zu haben.

Seufzend gab ich meine Antwort.

»Okay, Glenda, kommen Sie hoch.«

»Danke, Sir.«

Die Antwort klang erleichtert. Das Madchen mußte wirklich, einiges auf dem Herzen haben.

Mal sehen…

Ich stand in der offenen Tür, als Glenda den Lift verließ. Ihr Lächeln wirkte etwas verkrampft. Ich konnte an den Augen erkennen, daß sie geweint hatte.

Sie gab mir die Hand. »Ich muß mich noch einmal entschuldigen, Mr. Sinclair…«

»Nicht nötig, kommen Sie…«

An mir vorbei betrat sie die Wohnung. Ich schloß die Tür und half meiner Sekretärin aus dem dunkelblauen Trench. Darunter trug sie einen beigen Cashmere-Pullover und einen weich fließenden, fast wadenlangen Rock. Der Pullover umschmeichelte ihre gut gewachsene Oberweite. Glenda hatte wirklich eine prächtige Figur, und sie kokettierte auch damit.

Aber nicht jetzt.

Ich ging mit ihr in den Living-room, bat sie Platz zu nehmen und erkundigte mich, ob sie etwas trinken wolle.

»Einen Orangensaft, bitte.«

Ich lächelte. »Okay.«

Im Spiegel konnte ich Glenda beobachten. Ich selbst schüttete mir auch einen Saft ein. Mit den gefüllten Gläsern ging ich zum Tisch zurück.

Wir prosteten uns zu.

Es war nicht zu übersehen, Glendas Hände zitterten. Das ließ auf eine große Nervosität schließen. Meine Sekretärin mußte sich wirklich in Schwierigkeiten befinden, die sie auch persönlich angingen, sonst hätte sie mich sicherlich in meinem Büro angesprochen.

»Nun mal raus mit der Sprache«, sagte ich. »Womit kann ich Ihnen helfen? Ist das Problem privater Natur, daß Sie nach Dienstschluß zu

mir kommen, oder hat es mit meinem Job zu tun?«
»Das letztere.«
»Also ein Fall!«
»Ja.« Glenda senkte den Kopf.
»Erzählen Sie«, munterte ich meine Sekretärin auf. »Sprechen Sie frei von der Leber weg. Es gibt bestimmt eine Lösung.« Ich gab mich optimistisch, wollte Glenda mitreißen.
Doch als sie mich ansah, entdeckte ich die Tränen in ihren Augen. Sie füllten die Höhlen wie Seen. Glenda schneuzte sich die Nase, entschuldigte sich, holte tief Luft und kam zur Sache.
»Es geht um meine Freundin Valerie Paine«, berichtete sie mit stockender Stimme. »Sie ist… ermordet worden.«
Ich runzelte die Stirn. »Ist das nicht ein Fall für die Mordkommission?«
Glenda schüttelte heftig den Kopf »Nein, Mr. Sinclair, Ich will Ihnen alles berichten. Valerie hatte ihre Verlobung gelöst. Es klappte nicht mit dem Mann. Sie fuhr nach Pitlochry, um Urlaub zu machen. Sie wollte einfach vergessen. Der Ort liegt in Schottland, inmitten des Highland. Während ihres Urlaubs ist sie umgebracht worden. Man… man… hat ihr den Kopf…« Glenda konnte kaum weiter sprechen. Ihre Stimme erstickte in Tränen. Die Zungenspitze huschte über die vollen Lippen. Dann kramte sie in ihrer Handtasche herum, holte ein Schneuztuch hervor und gleichzeitig einen Zeitungsausschnitt. »Hier, Mr. Sinclair, lesen Sie.«
Ich nahm den Ausschnitt entgegen. Rasch überflog ich die Zeilen. Der Redakteur hatte die Geschichte vom schwarzen Henker ausgegraben. Diese Bestie in Menschengestalt, die zurückgekommen war, um blutige Rache zu nehmen. Man hatte den Torso des Mädchens gefunden, dicht neben einem offenen Grab. Angeblich war der Henker daraus entstiegen.
Der Bericht war reißerisch aufgemacht. Er las sich fast wie ein Gruselroman, und doch war ich sicher, daß vieles davon stimmte und nicht an den Haaren herbeigezogen war.
Ich legte den Artikel zurück auf den Tisch. Dabei trafen sich Glendas und meine Blicke. Das Girl sah mich fast flehentlich an.
»Was… was halten Sie davon, Mr. Sinclair?«
»Man müßte sich an Ort und Stelle umsehen«, erwiderte ich ausweichend. »Dann wollen Sie hinfahren?« Ihre Stimme klang hoffnungsvoll.
»Vielleicht…«
Glenda schneuzte sich die Nase. »Mr. Sinclair… ich… ich… habe Urlaub genommen. Ich habe es Ihnen noch nicht gesagt. Ich fahre auch nach Pitlochry.«
Zwei Sekunden war ich sprachlos.

»Und was bezwecken Sie damit?« wollte ich wissen.
»Ich will den Tod meiner Freundin rächen!« Die Worte hörten sich aus ihrem Mund seltsam an, doch ich bemerkte die Entschlossenheit in ihren Augen und wußte, daß es ihr ernst war.
Trotzdem versuchte ich, Glenda ihr Vorhaben auszureden. Doch sie ließ sich nicht beirren.
»Ich fahre, Mr. Sinclair!«
Noch nie hatte ich erlebt, daß sich Glenda so durchsetzen konnte. Ich war wirklich überrascht.
Und – hol's der Teufel – Glenda hatte mich überzeugt. Auch ich wollte diesem Dorf einen Besuch abstatten. Im Laufe der Zeit hatte ich eine Art sechsten Sinn für übernatürliche Fälle entwickelt. Und wenn mich mein Gefühl nicht schwer täuschte, bahnte sich im unwegsamen schottischen Bergland etwas an, das zu einer Lawine des Schreckens werden konnte.
Glenda muß es mir wohl an meinem Gesicht angesehen haben, wie ich mich entschlossen hatte. Sie begann plötzlich zu lächeln. »Also fahren wir doch, Mr. Sinclair«, sagte sie.
Ich nickte. »Okay, Glenda, Sie haben mich überzeugt.«
»Und wann geht's los?«
»Morgen früh. Gegen vier Uhr! Die Strecke ist lang.«
Glenda war zufrieden. »Soll ich vorbeikommen.«
»Nein, ich hole Sie ab.«
Glenda verabschiedete sich. An der Tür drehte sie sich plötzlich um und hauchte mir einen Kuß auf die Wange.
»Ich danke Ihnen«, flüsterte sie. Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und lief rasch zum Lift.
Ich aber mußte grinsen. »Gar nicht übel«, murmelte ich. »Solch ein Dankeschön sollte man öfter bekommen…«

***

Die O'Caseys hatten ihre Pension geschlossen. Vor allen Dingen Mrs. O'Casey war der Tod des jungen Mädchens sehr an die Nerven gegangen. Sie hatte Valerie gemocht.
Drei Tage schon waren seit dem Mord vergangen, und der Ort hatte in dieser Zeit einem Tollhaus geglichen. Aus Edinburgh und Glasgow waren Reporter angereist, hatten Fragen gestellt und Aufnahmen von dem alten Friedhof geschossen. Die Presseleute quartierten sich in Pitlochry ein, ebenso wie die Beamten der Mordkommission, die jeder kleinen Spur nachgingen, und doch nicht weiterkamen. Aus der Bevölkerung erhielten sie keine Hinweise. Und wenn jemand das Thema des schwarzen Henkers ansprach, winkte der leitende Inspektor ab.
»Quatsch, es gibt keine Geister!« So lautete sein Kommentar.

Da nichts passierte, wurde es auch den Reportern zu langweilig. Sie erfanden die Geschichte von einem Irren. Die Polizei war den Presseleuten sogar dankbar, auch die Beamten glaubten daran, und so war der Fall für sie erledigt. Am Abend des dritten Tages zogen sie ab, nicht ohne den beiden Konstablern in Pitlochry erhöhte Wachsamkeit eingeschärft zu haben.

Doch die Bewohner glaubten nicht an einen irren Mörder. Sie schworen auf den Fluch des Henkers. Moro würde sich weiterhin rächen, das stand für sie fest.

Das Leben nahm seinen Lauf.

Und auch in der einzigen Discothek des Ortes wurde wieder getanzt. Der Laden nannte sich »Highland Pub«. Er war ein Treffpunkt der Jugend. Der Wirt kam aus Glasgow. Er hatte dort mit einem Lokal Pleite gemacht, doch in Pitlochry das große Los gezogen. Fast jeden Abend war der Laden gerammelt voll.

Die jungen Leute hörten sowieso nicht darauf, was die Alten erzählten. Sie lachten über die Geschichten und Warnungen, taten sie als Märchen ab.

Auch der zweiundzwanzigjährige Jack Cromwell hatte vor, an diesem Abend wieder tanzen zu gehen. Jack galt als Frauenaufreißer, und da er finanziell unabhängig war – sein Vater besaß ein großes Sägewerk – konnte er sich vieles erlauben.

Die Cromwells wohnten in einem bungalowähnlichen Haus nahe ihrer Fabrik. Jack besaß seine kleine Wohnung in einem Anbau. Er konnte ihn durch einen separaten Eingang erreichen, so daß seine Eltern niemals mitbekamen, wen er nach Hause schleppte.

Als er jedoch das Haus verließ, um in die Discothek zu gehen, lief ihm seine Mutter über den Weg.

»Du willst weg?«

»Warum nicht?«

»Aber der Mord. Es ist gefährlich. Moro, der Henker…«

Jack Cromwell begann zu lachen. »Sag bloß, du glaubst den verdammten Quatsch auch. Es gibt keinen schwarzen Henker. Das alles war die Tat eines Irren, Teufel noch mal.«

»Wenn du dich da nicht täuschst, mein Junge.«

»Ach, laß mich damit in Ruhe.«

Doch seine Mutter dachte nicht daran. Sie hielt ihren Sohn am Ärmel und Lederjacke fest. »Wir Cromwells sind verflucht«, flüsterte sie mit eindringlicher Stimme. »Dein Vorfahr hat den Henker getötet. Er ist schuld.«

»Wenn der Henker tot ist, kann er doch nicht mehr zurückkommen«, erwiderte Jack grinsend. Ihm machte die Schau ungeheuren Spaß.

»Er ist aber nicht wirklich tot.«

»Jetzt widersprichst du dir selbst.«

»Das verstehst du nicht.« Clara Cromwell senkte den Kopf. Sie war eine Frau von zweiundfünfzig Jahren und hatte in ihrem Leben einiges durchgemacht. Die Falten in ihrem Gesicht konnten auch mit den Mitteln der modernen Kosmetik nicht kaschiert werden. Man sah ihr das Alter an.

Jack war ein moderner Typ. Er liebte Pop- und Rockmusik, stand auf alles, was »in« war und kleidete oder benahm sich auch dementsprechend. Nur vom Arbeiten hielt er nicht viel. Man hatte ihn schon von einigen Schulen geworfen, und es war fraglich, ob er das Geschäft seines Vaters mal übernehmen konnte.

»Okay, Mum«, sagte er grinsend. »Ich verschwinde jetzt.«

Mrs. Cromwell hatte plötzlich Tränen in den Augen. »Ich habe solch eine Angst um dich.«

Jack winkte ab. »Keine Bange, an mich traut sich der Henker nicht ran. So einen verspeise ich nämlich zum Frühstück.«

Was seine Mutter noch sagte, hörte er nicht mehr. Er war bereits an der Tür. Hart schlug er sie ins Schloß. Vor der großen Doppelgarage parkte sein flaschengrüner MG. Der Wagen war ziemlich neu. Drei Autos hatte Jack Cromwell schon zu Schrott gefahren.

Er setzte sich nicht in den MG, sondern warf sich hinter das Steuer, alles auf Schau getrimmt. Als er den MG startete, röhrte der Auspuff wie ein liebeskranker Hirsch. Der Sound war Musik in Jacks Ohren. Die Spießer sollten wissen, wenn er kam.

Er, der große Sieger.

Cromwell schwärmte für den Schauspieler Clint Eastwood. Er mochte die legere Westernkleidung, die Eastwood in seinen Filmen immer trug. Jack Cromwell versuchte, sein Idol nachzuahmen. Allerdings gelang es ihm nicht so recht, und auch die Haare wollten bei ihm nicht so fallen, wie bei seinem großen Vorbild.

Jack Cromwell preßte die Lippen zusammen, bis sie einen Strich bildeten. Das machte er immer, wenn er hinter dem Steuer saß, glaubte er doch, daß es sein männliches Aussehen betonen würde.

Wie ein rasender Teufel kurvte er in die Stadt. Die linke Hand am Steuer, die rechte berührte hin und wieder die Dreiklanghupe. Jetzt wußte auch der letzte Schwerhörige, wer da angerast kam.

Ein anderer Bürger hätte von der Polizei sicherlich schon einige Verwarnungen kassiert. Nicht so Jack Cromwell. Er brauchte nur mit seinem Vater zu drohen, und man sah ihm einiges nach. Schließlich reichten die Beziehungen seines alten Herrn bis nach Glasgow.

Die Discothek lag in einer Seitenstraße. In regelmäßigen Zwei-Sekunden-Intervallen spuckten die Leuchtstoffröhren den Namen des Schuppens aus.

In knalliger roter Farbe.

Der Parkplatz vor dem Vergnügungspalast war besetzt, doch die

Parktücke für Jack hatte man freigehalten.
Er schleuderte seinen MG hinein.
Dann stieg er aus. Lässig, super. Er tat als konnte er vor Kraft kaum gehen. Die hellen Nagelköpfe auf dem schwarzen Leder der Jacke blitzten. Unter der Jacke trug er ein weißes T-Shirt, GREATEST LOVER, stand darauf. Lässig hackte er die Daumen in den breiten Gürtel. Und so marschierte er auch auf die Discothek zu.
Sie war aus einer ehemaligen Scheune entstanden. Die Gäste saßen im Erdgeschoß und auf einer Galerie. Da kein Wochenende war, spielte auch keine Kapelle. Die heißen Rhythmen drangen aus Stereo-Lautsprechern Jack Cromwell betrat den Laden.
Erkennen konnte er kaum etwas. Der Zigarettenrauch hing wie eine Wolke im Raum. In dicken Schlieren zog der Qualm hoch, den Spotlights entgegen.
Der Tür gegenüber zog sich die lange Theke fast quer durch den Raum. Vier Mixer sorgten für die Drinks. Die Tische und Stühle reichten bis fast an den Tresen heran. Wie immer war die Theke umlagert, und wie immer wurde Jack mit großem Hallo begrüßt. Die anderen wußten genau, wenn Jack kam, gab es freie Drinks.
Sofort wurde ihm Platz gemacht. Augenblicklich hatte er zwei Girls am Hals hängen. Besonders die blonde Linda drückte sich an ihn. Er spürte, daß sie mal wieder unter ihrer bunten, weitgeschnittenen Zigeunerbluse nichts trug.
Der Abend versprach gut zu werden.
Unaufgefordert bekam Jack seinen Whisky. Er hatte noch nicht getrunken, als die Stimme des Disc-Jockeys aufklang.
»Und hiermit begrüßen wir unseren lieben Jack, der uns wieder einmal die Ehre gibt.«
Der harte Rock wurde abgestellt. Dafür klang ein Tusch auf.
Jack Cromwell fühlte sich als der King und bestellte gleich eine Runde.
Schon bald brannte der Alkohol in den Kehlen der Gäste. Die nächste Runde folgte. Mittlerweile tonte wieder harter Rock aus den Boxen. Die Stimmung stieg, die Musik heizte sie weiter an, und der Alkohol tat das übrige dazu.
Linda wollte unbedingt tanzen. Sie hatte ein niedliches Gesicht mit einer kleinen Stupsnase. Ihre Oberweite paßte allerdings nicht zu der Wespentaille. Sie war um mindestens zwei Nummern zu groß geraten. Aber auf solche Girls stand Jack nun mal.
»Okay, Puppe«, sagte er großzügig. »Legen wir einen aufs Parkett.«
Linda kicherte und streckte ihrer Rivalin die Zunge heraus. Schließlich hatte sie es geschafft.
Um auf die Tanzfläche zu gelangen, mußten sie am Mischpult des Disc-Jockeys vorbei.

»He, Charlie!« rief Jack Cromwell, »Leg mal einen Blues auf. Aber butterweich.«

Charlie hob Zeige- und Mittelfinger zum Zeichen, daß er verstanden hatte. Er trug ein weißes Jackett mit glitzernden Silberperlen. Darunter stand das rote Hemd bis zur Brust offen. Auf seinem dunklen Schnurrbart konnte er kauen, ohne sich groß anstrengen zu müssen.

Der Blues ertönte.

Trompetensolo. Schwülstig gespielt. Die Tanzfläche wurde noch voller. Wer etwas anderes nicht tanzen konnte, zum Blues war jeder geboren. Vor allen Dingen Linda. Wie sie sich Jack Cromwell an den Hals warf, das war schon jugendgefährdend. Jack war ziemlich groß, Linda mußte zu ihm hochsehen. Sie strahlte ihn dabei an Ihre Lippen formten Worte, flüsterten sie ihm entgegen. »Hast du heute Nacht Zeit, Jackie-Boy?«

Cromwell verzog das Gesicht. Er hatte schon zweimal mit Linda geschlafen und eigentlich genug von ihr. Für die Nacht wollte er sich etwas Frisches besorgen, aber wenn nichts da war, mußte er sich eben mit dem Blondchen zufrieden geben. Ihre Freundin kannte er auch schon sehr gut.

Als Dorfschönster hatte man es eben schwer…

»Ich warte auf eine Antwort, Darling.«

»Mal sehen…«

Jack ließ seine Blicke schon im Lokal umherschweifen, ob er nicht ein anderes Girl sah, das ihn interessierte.

Und das Girl kam.

Sein Opfer für die Nacht…

Da er und Linda gerade dicht am Eingang vorbei tanzten, sah er die Schwarzhaarige das Lokal betreten.

Die war neu.

Und Cromwell bekam glänzende Augen. Er ließ Linda einfach stehen und drängte sich auf die Schwarzhaarige zu.

Glenda Perkins…

***

Ich hatte mich verfahren!

Das kommt zwar nicht oft vor, aber wenn es einen trifft, dann immer zur Unrechten Zeit.

Von Edinburgh bis Kirkealdy hatten wir noch die Autobahn unter den Rädern gehabt, dann wurde es schwierig. Die neue Straße in den Norden Schottlands war noch nicht ganz fertig. Es gab war einzelne ausgebaute Teilstücke, doch ausgerechnet bis nach Pitlochry mußte ich die Landstraße nehmen.

Dann fehlten noch die Wegweiser und schließlich war es aus.

Wir gönnten uns erst einmal eine Zigarette. Die Gegend, in der wir

steckengeblieben waren, hatte ihren eigenen landschaftlichen Reiz. Wir befanden uns bereits mitten in den Highlands. Der Himmel war klar, nur im Norden ballten sich große Walkenberge. Sie berührten mit ihren dunstigen Ausläufern die noch mit Schnee bedeckten Grate der Grampian Mountains.

Es war genau siebzehn Uhr, als ich mich über die Karte beugte. Mit dem linken kleinen Finger verfolgte ich die Straße, auf der wir uns befanden.

Pitlochry lag westlich. Es gab noch einige winzige Ortschaften im Umkreis, aber da war die Welt sicherlich mehr als trostlos. Trotzdem blieb mir keine andere Möglichkeit, als einen der Orte anzufahren und nach dem kürzesten Weg zu fragen. Ich gab wieder Gas.

Glenda und ich hatten auf der Fahrt wenig gesprochen, da ich mich voll auf die Fahrt konzentrierte. Suko war in London geblieben. Seine Familienangelegenheit würde noch einige Tage in Anspruch nehmen. Sollte ich allein nicht zurechtkommen, würde ich ihn anrufen.

Bis zum nächsten Ort brauchten wir gar nicht zu fahren. Wir trafen auf einen Schäfer, der mit seiner Herde über die hügeligen Weiden zog.

Ich hielt an und stieg aus.

Sofort umsprangen mich zwei Hunde.

Höflich erkundigte ich mich nach dem Weg.

Der Schäfer murmelte sich etwas in seinen Bart, was ich nicht verstand. Als ich ihm eine Zigarette gab, wurde er freundlicher. Und da ich ihm das Päckchen geschenkt hatte, hätte er mich wahrscheinlich auch nach Pitlochry getragen.

Wir hatten uns verfranst. Trotz der Hilfe des Schäfers erreichten wir erst anderthalb Stunden später den Ort.

Er war sogar ziemlich groß. Wir kamen aus Richtung Osten. Ich sah Hotels und Pensionen, schmucke kleine Häuser und auch alte Steinbauten aus den letzten Jahrhunderten. Die Straßen waren sauber, und in den Geschäften gab es alles zu kaufen, was das Urlaubsherz begehrte.

Der Tourismus hatte eben auch hier den Ort und das Leben geprägt.

Die Berge waren näher gerückt, Majestätisch bildeten sie im Westen und Norden einen steinernen Wall. Ich stoppte auf einem kleinen Parkplatz.

»Lagebesprechung«, wandte ich mich an Glenda. »Suchen wir uns ein Hotel?«

Glenda lächelte. »Ich möchte zuerst etwas trinken.«

Ich war einverstanden. »Und wo?«

Sie zeigte aus dem Fenster. Wir konnten in eine Seitenstraße hineinblicken. Die Reklame einer Discothek leuchtete auf. »Highlands Pub«, las ich.

An der Einmündung der Gasse in die Hauptstraße war ein Hotel. Es sah ganz ordentlich aus, und wir beschlossen, uns dort einzuquartieren.

Das Hotel besaß hinter dem Haus einen Parkplatz. Wir erreichten ihn durch, eine Einfahrt.

Dort stellte ich meinen Bentley ab.

Ein Hausboy kam angelaufen.

»Wir haben Zimmer frei, Sir«, sagte er.

»Wunderbar.« Ich lächelte.

»Darf ich dann Ihr Gepäck tragen?«

Ich gab ihm Glendas und meinen Koffer. Den Spezialkoffer trug ich selbst. Sein Inhalt war mir zu wertvoll, als daß ich ihn in andere Hände gab.

Unsere Zimmer lagen nebeneinander. Es gab keine Verbindungstür. Ich wollte die Polizeistation des Ortes aufsuchen, doch Glenda ließ sich von ihrem Wunsch, etwas zu trinken, nicht abbringen.

Wir schlossen einen Kompromiß. Falls ich Glenda nicht im Hotel fand, würde sie in der Discothek auf mich warten.

»Ich brauche mal eine andere Umgebung«, erklärte sie mir.

»Das kann ich verstehen.«

Mir war es sogar ganz lieb, daß Glenda mir nicht auf Schritt und Tritt folgte. Allein war ich ungebundener, konnte mehr erfahren und unternehmen.

Während Glenda hoch in ihr Zimmer ging, um sich frisch zu machen und umzuziehen, verließ ich das Hotel und wandte mich der Polizeistation zu, die ich schon auf der Fahrt in den Ort ausgemacht hatte.

***

Hugh Cromwell arbeitete jeden Tag bis in die Nacht hinein. Wenn seine Belegschaft Feierabend machte, konnte er in aller Ruhe die schriftlichen Arbeiten bewältigen, die in einem mittleren Betrieb anfielen.

Er ging meistens Aufträge und Rechnungen durch, legte Papiere bereit oder diktierte Briefe auf Band, die am anderen Tag von seinen Bürokräften abgetippt wurden. Hugh Cromwell war ein Wühler. Schon vom Äußeren her machte er einen willenstarken dynamischen Eindruck. Er war ein kantiger Typ mit einem breiten Stiernacken und einem Gesicht, das wie ein roher Felsklotz aussah. Wenn er sprach, hörte man das meistens drei Büros weiter.

In Hemdsärmeln hockte Cromwell hinter seinem Schreibtisch. Die obligatorische Zigarre qualmte zwischen seinen dicken Lippen. Er hatte die Hemdsärmel hochgekrempelt. Breite Sorgenfalten kerbten seine Stirn.

Das Angebot, das vor ihm lag, bereitete ihm Ärger. Eine Möbelfabrik bestellte drei Festmeter Fichtenholz, wollte jedoch nur einen Preis dafür zahlen, der um fünf Prozent unter dem Limit lag. Und damit war Cromwell nicht einverstanden. Andererseits war der Kunde ein Riese. Er gehörte zu den Großen in der Branche. Hugh Cromwell hatte geschäftlich noch nie mit ihm zu tun gehabt, hätte also jetzt die Chance, mit der Firma in Kontakt zu treten.

Nur der verdammte Preis stimmte nicht.

Hugh Cromwell fuhr mit allen zehn Fingern durch sein widerborstiges dunkles Haar. Er war kein großer Theoretiker. Er konnte rasch und sicher kalkulieren, doch ihm fehlten die Mittel, um gewisse Feinheiten zu erkennen.

Große Hoffnungen hatte er in seinen Sohn gesteckt. Doch die waren geplatzt wie eine Seifenblase.

Jack taugte nichts. Betriebswirtschaft hatte er studieren sollen. Es blieb beim Wunsch. Jack hatte nicht einmal einen vernünftigen Abschluß gemacht. Nur bei den Weibern, da war er der King. Da gab er an, warf Runde auf Runde und lebte vom Geld seines Vaters.

Immer wenn Hugh Cromwell an seinen Sohn dachte, wurde er wütend. Er hämmerte mit der Faust auf den Schreibtisch. »Verdammt noch mal, dieser Kerl taugt auch zu nichts.« Cromwell mußte husten, da ihm Rauch in die Kehle gedrungen war.

Die Büros lagen in einem barackenähnlichen Gebäude. Es stand im rechten Winkel zu der Fabrikhalle und dem sich daran anschließenden Lagerplatz. Dort stapelte sich das Holz zu palettenartigen Türmen. Ein Drahtzaun schützte das Gelände vor Dieben.

Das heißt, er sollte es schützen.

Der schwarze Henker ließ sich aber auch dadurch nicht aufhalten.

Er kam wie ein Schatten. Lautlos, gefährlich. Niemand sah ihn, wie er geschickt über den Zaun kletterte.

Dunkel breitete sich, das Fabrikgelände vor ihm aus. Nur das hinter dem Bürofenster brennende Licht wirkte wie eine helle Insel in der Finsternis.

Das Opfer war da.

Der Henker packte das mörderische Beil fester. Ein gefährliches Grollen drang unter der Kapuze hervor. Den Namen Cromwell hatte er die Jahrhunderte über behalten. Und den Namen O’Casey!

Auch die Rileys waren nicht vergessen.

Nur an den Namen des Pfarrers konnte er sich nicht erinnern. Alles, was mit Kirche zu tun hatte, schreckte ihn ab, flößte ihm Angst ein. Das Gute war Gift für ihn – auch noch heute. Geschickt überkletterte der Henker den Drahtzaun. Das Metall bog sich unter seinem Gewicht, hielt aber. Keine Masche riß, kein verdächtiges Geräusch verriet die Anwesenheit des Unheimlichen.

Der typische Holzgeruch schwebte über dem Platz. Doch der Henker nahm ihn nicht wahr.

Sein Sinn war nur auf eins fixiert.

Auf Mord!

Hugh Cromwell mußte sterben. So schrieb es das Gesetz der Hölle vor.

Lautlos näherte sich der schwarze Henker seinem Opfer. Er verschmolz mit dem Schatten der Wand. Die Sohlen der Stiefel verursachten nicht das geringste Geräusch.

Der Fabrikant war ahnungslos.

Seufzend legte er die Papiere zusammen, verstaute sie in der Mappe und schloß diese in seinen kleinen Tresor. Er war zu keinem Ergebnis gekommen. Cromwell wollte erst eine Nacht über dieses Problem schlafen. Vielleicht fiel ihm am nächsten Morgen eine Lösung ein.

Es war wieder einmal spät geworden. Clara würde schimpfen. Zu recht. Cromwell war ehrlich genug, dies einzugestehen.

Seine Zigarre drückte er im Aschenbecher aus. Er löschte das Licht und ging zur Tür. In seiner rechten Hand klingelten die Schlüssel gegeneinander.

Das war genau der Moment, in dem der schwarze Henker das Bürogebäude umrundet hatte und vor der Eingangstür stehenblieb. Er ging noch einen Schritt zur Seite und preßte sich mit dem Rücken gegen die Mauer. In der rechten Hand hielt er das schwere Mörderbeil. Hin und wieder lugte der Mond zwischen den Wolken hindurch und übergoß das Land mit einem fahlen, unheimlichen Schimmer.

Hugh Cromwell hatte inzwischen seine Bürotür abgeschlossen und sich den Mantel übergezogen. Mit wuchtigen Schritten näherte er sich dem Ausgang.

Die Tür bestand aus dickem Glas. Dahinter – direkt im Eingang – hatte der Nachtportier seine Loge.

Er stand auf, als Cromwell an ihm vorbeiging.

»Gute Nacht, Sir!« grüßte er.

Hugh Cromwell nickte. Ein schnelles Lächeln umspielte seine Lippen. »Gute Nacht, Curd. Aber das darf man zu Ihnen ja eigentlich nicht sagen.«

»Ich bleibe trotzdem wach, Sir!«

Cromwell spendierte seinem Angestellten noch eine Zigarre und schloß die große Glastür auf.

Wie eine kühle Dusche, so traf ihn die klare Nachtluft. Tief atmete Cromwell ein. Er blickte dabei nicht zur Seite, und so blieb der Henker unentdeckt.

Er hatte schon den rechten Arm erhoben und hielt die Axt bereit…

Da ging Cromwell los.

Der Henker ließ seine Waffe sinken. Er hatte den Mann mit einem einzigen Schlag töten wollen, doch durch Cromwells schnelle Reaktion war dies mißlungen.

Zudem trat noch der Nachtwächter bis dicht an die Tür, blickte seinem Boß noch nach und schloß erst dann ab.

Hugh Cromwell ging zu seinem Wagen. Er fuhr einen fast zwanzig Jahre alten Rolls. Der Wagen hatte schon Liebhaberwert, war einfach nicht kaputtzukriegen. Außerdem pflegte ihn Cromwell so, als wäre er ein Stück von ihm.

Der Fabrikant schloß die rechte Fahrertür auf und schlüpfte aus dem Mantel. Er ließ sich dabei Zeit, reckte und streckte sich.

Der schwarze Henker wurde nervös.

Er wollte Cromwell packen, bevor er abfuhr.

Endlich verschwand der Nachtportier. Er löschte das Licht im Eingang. Cromwell kletterte in den Wagen.

Da hetzte der Henker los.

Hugh Cromwell warf die Tür zu. Er wollte den Zündschlüssel ins Schloß stecken, und hatte es schon zur Hälfte geschafft, als der Schatten vor dem Seitenfenster auftauchte.

Cromwells Kopf ruckte herum.

Im ersten Augenblick hatte er das Gefühl, sein Herz müsse stehenbleiben. Durch das Glas sah er den goldenen Totenschädel hinter der Kapuze schimmern, erkannte sogar das bleckende Gebiß und wie ein Blitzstrahl schoß ein Gedanke in ihm hoch. Der Henker war da!

Er war gekommen, um ihn, Cromwell, zu töten.

Schon fegte das mörderische Beil herum. Im nächsten Augenblick zerplatzte die Scheibe. Die Splitter spritzten in Cromwells Gesicht, rissen die Haut auf und ließen das Blut als kleine Perlen aus den Wunden quellen.

Jetzt erst reagierte der Fabrikant. Er wollte sich zur Seite werfen, doch der Henker war schneller. Mit einem heftigen Ruck riß er die Tür auf.

Seine linke Hand schnellte vor. Die harten knochigen Finger gruben sich in die Schulter des Mannes.

Cromwell wimmerte. »Du bist tot!« keuchte er. »Du bist tot. Der Pfeil aus der Armbrust…«

Der Henker lachte nur dröhnend. Der Pfeil hatte ihn nicht getötet, sondern nur gelähmt. Jetzt war er wieder erwacht. Wütend schleuderte er Cromwell aus dem Rolls.

Der Fabrikant fiel zu Boden und blieb auf dem Bauch liegen. Er wollte hochspringen und weglaufen, doch die Muskeln und Reflexe gehorchten ihm nicht mehr. Zu tief saß der Schock.

Weit holte der Henker aus. Hielt jetzt mit beiden Händen das Beil

umklammert. Dann raste die Klinge herunter.
Hugh Cromwell spürte nichts mehr. Nicht einmal den Schmerz. Blitzschnell kam der Tod.
Der schwarze Henker richtete sich auf. Vor seinen Füßen lag der Torso. Moro bückte sich, nahm den Kopf an sich und verschwand in der Dunkelheit.
Sein Ziel war der Leichenacker.
Sekunden später stürzte der Nachtportier auf die Tür zu. Er war in den hinteren Büros gewesen, hatte trotzdem das Splittern der Seitenscheibe gehört.
So schnell er konnte, rannte er nach draußen. Und kam zu spät.
Er sah, was geschehen war, entdeckte das Blut, den zerstörten Wagen und merkte kaum, daß ihm die Knie weich wurden.
Mit einem Seufzer sackte er zu Boden, kippte auf die rechte Seite und blieb ohnmächtig liegen.
Der gräßliche Anblick war für den braven Mann zuviel gewesen…

***

»Hallo schönes Kind!« Jack Cromwell blieb dicht vor Glenda stehen. So dicht, daß er sie fast berührte.
Der junge Mann hatte sein Siegerlächeln aufgesetzt. Bei dem wurde jede Frau schwach, da war er sich sicher.
Doch diesmal erlebte er eine Enttäuschung. »Lassen Sie mich in Ruhe!« fauchte Glenda ihn an, drängte sich an ihm vorbei, betrat die Discothek und suchte einen freien Platz.
Jack Cromwell war zu überrascht, um überhaupt reagieren zu können. Das war ihm noch nie vorgekommen. Eine Frau hatte ihn einfach stehenlassen.
Er fühlte sich in seinem Stolz verletzt und in seiner Ehre gekränkt. Außerdem hatte sich der Vorgang unter den Augen zahlreicher Zeugen abgespielt. Das machte die Blamage noch größer.
Jack Cromwell nahm sich vor, es Glenda zurückzuzahlen. Er würde sie noch bekommen.
Am Dialekt hatte er erkannt, daß sie nicht von hier stammte. Auch nicht aus der näheren Umgebung. Die Sprache hörte sich nach London oder Süd-England an. Und Girls, die aus dieser Gegend in Pitlochry Urlaub machten, hatte Jack schon immer vernascht. Da war bisher keine standhaft geblieben.
Erst einmal ging er zurück an die Theke. Auf dem Weg dorthin fing ihn Linda ab. Um ihre Lippen spielte ein schadenfrohes Lächeln. »Hat wohl nicht ganz geklappt, das mit der Neuen – oder?«
Jack Cromwell blickte sie nur an. Linda wollte nach seinem Arm fassen, doch Jack stieß sie zur Seite. »Hau ab, du stinkst mir.«
Linda schoß die Röte ins Gesicht. »So kannst du mit mir nicht

sprechen, Jack Cromwell. Ich bin nicht deine Magd. Und wenn du noch einmal ankommst, lasse ich dich abblitzen wie den letzten Penner.«

Jack Cromwell hatte genügend Wut drauf, um Linda zu schlagen. Er beherrschte sich aber machte abrupt kehrt und ging zur Theke. Er sah nicht, daß Charlie, der Disc-Jockey, hinter ihm hergrinste.

Inzwischen hatte Glenda einen freien Platz gefunden. Sie setzte sich zu einem jungen Pärchen, das sich nur für sich interessierte und nicht auf die Umgebung achtete.

Glenda bestellte eine Cola.

»Sie müssen aber einen Whisky dazunehmen«, sagte die kurzberockte Bedienung. »Okay.«

Den Alkohol ließ Glenda stehen, die Cola trank sie in kleinen Schlucken. Mittlerweile spürte sie, wie ein Gefühl der Entspannung ihren Körper ergriff. Die lange Fahrt steckte ihr noch in den Knochen und auch die Musik trug dazu bei, daß sie begann, sich wohlzufühlen. Hin und wieder wurde sie zum Tanz aufgefordert, doch Glenda hatte keine Lust, ihre Glieder beim Rock zu verdrehen.

Sie bestellte sich noch eine Cola.

Von dem Typ, der sie am Eingang belästigt hatte, sah sie nichts mehr. Leider kannte sie Jack Cromwell nicht. Der gab sich mit einer Abfuhr nicht zufrieden. Schon leicht angeheitert steuerte er Glendas Tisch an.

Das schwarzhaarige Girl bemerkte ihn zu spät, sonst wäre Glenda aufgestanden und weggelaufen. So aber mußte sie sich Cromwell stellen.

Das Pärchen ihr gegenüber hörte auf zu knutschen. Aus ängstlichen Augen blickte es Cromwell an.

Jack machte eine unwirsche Handbewegung. »Haut ab, ihr beiden, sonst setzt es was!«

Der junge Mann und das Mädchen standen sofort auf. Sie verschwanden mit eingezogenen Köpfen.

»Gehört Ihnen das Lokal, daß Sie hier einfach Gäste hinauswerfen können?« erkundigte sich Glenda mit scharfer Stimme.

Jack Cromwell lachte glucksend auf. »Wenn ich will, kann ich die ganze Bude hier in Brand stecken!« Schwer ließ er sich neben Glenda nieder und versuchte, sofort seinen Arm um ihre Schulter zu legen.

Glenda schlug ihm auf die Finger. »So haben wir nicht gewettet, mein Freund.«

»He, Süße. Was ist denn mit dir los?« Jack war überrascht. »Du bist heute Nacht sowieso reif. Jetzt stell dich nicht so an, sonst werde ich sauer.«

Glenda war schon sauer. Und sie gab dem Kerl das auch deutlich genug zu verstehen. Durch eine Ohrfeige!

Ihre rechte Hand klatschte gegen Jack Cromwells linke Wange. Es

war ein Rundschlag, und dahinter lag ziemlich viel Kraft.

Cromwell wurde von dem Schlag überrascht. Seinen Kopf schleuderte es zur Seite, er selbst bekam große Augen, mußte zweimal schlucken, und dann stieg ihm die Schamröte ins Gesicht.

Wie aus weiter Ferne vormeinte er Glendas Stimme zu hören. »Ich hoffe, das reicht, Sie Angeber.«

Es reichte nicht. Jack Cromwell holte tief Luft. Dann packte er blitzschnell Glendas Handgelenk, zerrte das schwarzhaarige Mädchen von seinem Platz, sprang selbst auf, schleuderte Glenda an sich vorbei und warf sie auf die Tanzfläche.

Die Szene war nicht unbemerkt geblieben. Glenda konnte sich nicht mehr halten. Sie fiel zwischen die tanzenden Paare, die lachend auseinander wichen.

Cromwell grölte auf. Breitbeinig stellte er sich neben Glenda, die am Boden lag.

Zahlreiche Gäste waren zurückgewichen, hatten einen Kreis gebildet. Sie wollten zusehen, was Jack mit dem Girl machte. Nicht das erste Mal hatte er diese Schau in der Discothek abgezogen, aber er fand immer neue Varianten.

Charly drehte die Musik leiser.

Jack Cromwell vergewisserte sich erst einmal, ob auch alle zusahen. Dann bückte er sich und zerrte Glenda hoch.

»Die Süße will heute Nacht nicht mit mir schlafen!« brüllte er. »Wetten, daß sie in fünf Minuten dazu bereit ist?«

Niemand hielt dagegen.

Und niemand stellte sich auf Glendas Seite. Alle kuschten vor Jack Cromwell. Glenda hatte Angst. Schon lange bereute sie es, in diesen Schuppen hineingegangen zu sein. Jetzt mußte sie ausbaden, was sie sich eingebrockt hatte.

Mit einer Hand hielt Cromwell sie fest. Glenda spürte ihren Herzschlag oben im Hals.

Dann wurde der Kerl gemein. »Du hast ja prächtige Sachen unter deinem Pullover!« zischte er. »Mal sehen, ob das auch alles echt ist.«

Mit einer oft geübten Bewegung ließ er seine rechte Hand unter den Saum des Pullovers hochrutschen…

***

Die beiden Konstabler konnten mir auch nicht weiterhelfen. Sie wußten selbst kaum über diesen Fall Bescheid. Es waren biedere Leute, die die Männer der Mordkommission erst gar nicht groß in den Fall eingeweiht hatten.

Zum Schluß stellte ich die Frage: »War es Ihrer Meinung nach wirklich ein Irrer, der das junge Mädchen getötet hat, oder glauben Sie mehr den zuerst erschienenen Zeitungsberichten?«

Die Beamten zögerten mit der Antwort. Sie sahen aus wie Zwillinge. Beide hatten sie rotes Haar, zahlreiche Sommersprossen und waren gut genährt.

Schließlich meinte der Ältere von ihnen: »Wenn Sie unsere ehrliche Meinung hören wollen, Sir, dann muß ich Ihnen sagen, daß wir beide lieber an die erste Version glauben.«

»Also an den schwarzen Henker«, präzisierte ich.

»Ja, wir sind in dieser Gegend aufgewachsen. Wir kennen auch Moros blutige Vergangenheit…«

»Und Sie glauben, daß er wieder auferstanden ist. Oder besser gesagt, er ist zurückgekehrt. Die Kraft des Teufels hat ihn aus seinem Grab geholt.«

Da waren die beiden Männer einer Meinung. Der Ältere formulierte seine Antwort mit einem so ernsten Gesicht, daß ich ihm glaubte.

»Aber was, wollen Sie unternehmen?« wurde ich gefragt.

»Ich sehe mich mal auf dem Leichenacker um.«

»Es ist sehr gefährlich.«

Ich lächelte. »Das kann ich mir vorstellen. Denken Sie nur nicht, daß ich waffenlos hingehe. Ich weiß mich meiner Haut zu wehren, darauf können Sie sich verlassen.«

»Wenn Sie Hilfe brauchen, Sir…«

Ich stand auf. »Dann melde ich mich bei Ihnen, okay?«

Die beiden Beamten strahlten. Wahrscheinlich hatten sie zum erstenmal in ihrem Leben mit einem Beamten von Scotland Yard gesprochen. Für sie schien es eine Ehre gewesen zu sein.

Ich verließ die Polizeistation.

Glenda würde sicherlich schon auf mich warten.

Ohne es eigentlich zu wollen, dachte ich über sie nach. Ich kannte sie jetzt etwas mehr als zwei Jahre, und ich wußte auch, daß sie für mich schwärmte.

Das war ein offenes Geheimnis beim Yard. Ich allerdings war ihr nie zu nahe getreten. Liebe im Büro ist nun mal ein schlechtes Geschäft. Außerdem gab es da noch ein blondhaariges Wesen, das mir mehr als gut gefiel.

Das Girl hieß Jane Collins, war Privatdetektiven und hatte mit mir schon manchen Kampf bestanden. Dabei waren wir uns auch menschlich näher gekommen.

Ich schüttelte die Gedanken ab und konzentrierte mich auf die vor mir liegende Aufgabe.

Mittlerweile war es dunkel geworden. Ich hatte etwas über eine Stunde in der Polizeistation gesessen. Außerdem verspürte ich Hunger. Seit dem Mittag hatte ich nichts mehr in den Magen bekommen. Ich beschloß, Glenda zum Essen einzuladen. Ich ging an unserem Hotel vorbei und steuerte die Discothek an. Auf der Hauptstraße herrschte

kaum mehr Betrieb. Die Läden hatten geschlossen und auch die Reklamelichter brannten nicht mehr.

In den Seitenstraßen war es dunkel. Da vermeinte man, eine andere Welt zu betreten. Die Häuser dort stammten zum Teil noch aus dem letzten Jahrhundert, doch niemand dachte daran, auszuziehen.

Das rote Licht der Discothek-Reklame übergoß mich mit seinem blutigen Schein. Zahlreiche Wagen standen auf dem Parkplatz, Ich sah aber auch Motorräder und Fahrräder.

In der Discothek schien der Bär los zu sein. Das Geschrei drang bis auf die Straße. Seltsamerweise jedoch keine laute Musik, wie es sonst üblich war.

Das ließ mich stutzen.

Rasch stieg ich die Stufen der Treppe hoch und ging auf die Eingangstür zu. Mit der linken Hand drückte ich die Tür auf und betrat den verqualmten Laden. Meine Augen mußten sich erst an die Lichtverhältnisse gewöhnen. Dann sah ich die Rücken der Gäste vor mir, hörte das Geschrei.

Die Girls – sie waren meist kleiner als ihre männlichen Begleiter – wippten auf den Zehenspitzen.

Eine Rothaarige schrie: »Los, zeig es ihr! Gib es der Hure aus London!« London?

Das Wort alarmierte mich. Ich wußte nicht, was sich hinter der Menschenmenge abspielte, aber sehr viele Mädchen aus London schien es in diesem Ort wohl nicht zu geben. Da war ich ganz sicher.

Ich drängte mich vor, schob die Gaffer rücksichtslos zur Seite, bekam einen spitzen Ellenbogen in die Rippen und teilte selbst aus.

Dann hatte ich den Kreis gesprengt.

Was ich sah, war nicht gerade dazu angetan, meine Freude zu steigern.

Ein ziemlich großer Kerl mit breiten Schultern und dunklen Haaren war dabei, einem Mädchen den Pullover über den Kopf zu streifen. Und das Girl war Glenda Perkins.

Sie versuchte, sich immer wieder unter den »Griffeln« des Kerls hinwegzuwinden, doch der Typ ließ nicht los. Mit einer Hand hielt er Glenda fest und mit der anderen…

Da schlug ich drauf. Hart und ansatzlos.

Der Bursche heulte auf. Er ließ Glenda so schnell los, daß sie zu Boden stürzte. Wir sahen uns in die Augen.

»Schätze, das reicht«, sagte ich leise.

Vom Boden her hörte ich Glenda meinen Namen rufen. Ich achtete nicht darauf, vernahm aber trotzdem die Erleichterung, die in ihrer Stimme mitschwang.

Der Typ starrte auf seine Hand und holte tief Luft. Sein Brustkorb spannte sich verdächtig.

Plötzlich wurde es still. Der Disc-Jockey hatte die Musik abgedreht.

Glenda rappelte sich hoch und zupfte ihren Pullover zurecht. »Laß uns gehen«, sagte sie.

Doch dagegen hatten die anderen etwas. Ich hätte mit ihr sogar das Lokal verlassen, weil ich keinen Ärger wollte. Doch die schon leicht alkoholisierten Gäste wollten die Schau.

»Schlag ihm doch die Visage breit!« kreischte eine hohe Mädchenstimme. »Los, Jack, gib's ihm!« Ich merkte mir den Schreier. Es war der Disc-Jockey.

Jack Cromwell fühlte sich im Kreis seiner Kumpane stark. »Okay dann«, sagte er und ließ seine rechte Faust heranfliegen.

Viel zu langsam. Ich tauchte weg. Der Schlag rasierte an meinem Ohr vorbei. Gleichzeitig hebelte ich mit dem linken Fuß das Standbein meines Gegners vom Boden.

Flach wie eine Flunder lag der Kerl auf den Dielen. Aber er gab nicht auf. Er schnellte herum, griff unter seine Lederjacke und hielt ein Schnappmesser in der Hand. Mit einem klickenden Geräusch sprang die Klinge aus dem Schaft.

»Mach dich nicht unglücklich, Junge«, warnte ich ihn.

»Ich stech dich ab!« Er fuchtelte wild mit dem Messer herum.

Jack war kein Profi, das sah ich sofort. Ich hatte schon mit gefährlicheren Messerkämpfern zu tun gehabt. Aber dieser Junge war unberechenbar in seiner Wut.

Ehe er sich versah, gab ich ihm eine Maulschelle. Sein Kopf flog zurück. Da traf ihn der zweite Schlag, einen Lidschlag später der dritte.

Ich trieb ihn mit Ohrfeigen vor mir her, bis er die Stange des Tresens im Rücken spürte. Längst hatte sich der Kreis geöffnet. Mit einem raschen Griff wand ich ihm das Messer aus der Hand, steckte dann die Klinge in eine Bodenritze und trat sie ab. Jack guckte dumm aus der Wäsche. Seine Wangen brannten, schwollen an. »Genug?« fragte ich leise.

Er gab keine Antwort.

Ich drehte mich zur Seite. Zahlreiche Augenpaare starrten mich an. »Wer Lust hat, kann es versuchen«, erklärte ich. »Aber denken Sie daran: Angriff auf einen Polizeibeamten wird mit Gefängnis bestraft.«

Das Wort Polizeibeamter hatte gewirkt. Auf einmal hatten sie alle etwas zu tun. Auch die Musik wurde wieder eingeschaltet. Die Pärchen schlichen entweder zu ihren Plätzen zurück oder begaben sich auf die Tanzfläche.

Glenda Perkins stand plötzlich neben mir und strahlte mich an. »Klasse, wie Sie das gemacht haben. Wie im Roman.«

Ich winkte ab. »Sie sollten es nicht überschätzen.«

»Gehen wir dann?«

»Eigentlich hatte ich Durst.«
»Und ich auch.«
Wir begaben uns zu Glendas Platz. Dort entschuldigte sie sich noch einmal.
»Das kann passieren«, erwiderte ich. »Schließlich sind Sie ein hübsches Mädchen.« Wieder einmal wurde Glenda rot. Sie bestellte ein Fruchtsaftgetränk, ich einen Whisky.
Den hatte ich mir verdient.
Das Glas kam, und ich nahm einen Schluck. Glenda hatte einen günstigen Platz ausgesucht. Hier wurden wir nicht von den farbigen, zuckenden Lichtlampen belästigt, die wie Speere durch das Lokal schossen.
»Haben Sie auf der Polizeistation mehr erfahren?« wollte Glenda wissen.
»Ja, ich kenne jetzt die Vorgeschichte. Und die liegt tatsächlich vierhundert Jahre zurück.«
»Dann hat der Henker also doch existiert?«
Ich nickte. »Er war in der gesamten Gegend gefürchtet. Der Kerl muß einen regelrechten Blutrausch gehabt haben. Er tötete nicht nur durch Gesetz verurteilte Menschen, sondern suchte sich auch auf eigene Faust Opfer unter der Bevölkerung aus. Er war wirklich ein Teufel.«
»War er denn auch ein Mensch?«
Ich blickte Glenda ernst an. »Das ist schwer zu beurteilen. Dem Äußeren nach – ja. Doch die lange Praxis hat mich gelehrt, daß Menschen immer wieder in den Dienst finsterer Mächte treten und oft noch schlimmer werden als die Dämonen selbst. Das ist leider oft genug bewiesen worden.«
Glenda schüttelte sich. »Schrecklich«, flüsterte sie. »Und jetzt will er Rache nehmen?«
»Exakt. Die Männer damals haben ihn nicht töten können. Die andere Kraft war zu stark. Er ist aus seinem Grab geklettert und mordet weiter.«
»Auch wieder wahllos?«
»Nein. Erst einmal nicht. Ich habe mir sagen lassen, daß man hier in Pitlochry auf Tradition hält. Das heißt in diesem Ort wohnen Familien, deren Stammbaum sie Hunderte von Jahren zurückverfolgen können. Die Männer damals hießen Cromwell, Riley und O'Casey. Zusammen mit dem Pfarrer wollten sie dem Henker den Garaus machen. Anführer war Neil Cromwell, dessen Nachkommen heute noch in Pitlochry leben. Cromwell ist der reichste Mann des Ortes. Er besitzt eine Holzfabrik mit Sägewerk.«
»Dann ist er in Gefahr«, rief Glenda.
»Wie die anderen.«
»Und was können wir tun?« Glenda rutschte, aufgeregt auf dem Stuhl

hin und her. »Ich werde mit den Männern sprechen und sie warnen. Aber sie wissen sicherlich, was auf sie zukommt. Die Polizisten haben Andeutungen in diese Richtung gemacht.«

»Mr. Sinclair«, sagte Glenda leise. »Ich habe ein Frage.«

»Bitte.«

»Was machen Sie, wenn Sie dem Henker gegenüberstehen?«

»Ich weiß es noch nicht«, erwiderte ich nach einigen Sekunden des Nachdenkens.

»Aber wie wollen Sie ihn dann besiegen?«

»Mir wird hoffentlich schon etwas einfallen. Sie müssen sich eins merken, Glenda. Improvisation bedeutet viel in meinem Job. Ich kann meine Fälle nicht lösen, wenn ich nur am Schreibtisch sitze und auf das große Wunder warte. Ich muß an die Front, muß Action haben, um dann zuschlagen zu können. Sonst wäre ich nicht nach Pitlochry gefahren.«

»Und wenn sich alles als Finte herausstellte?«

»Haben wir Pech gehabt.«

Glenda wollte noch etwas sagen, doch sie wurde von dem Lärm abgelenkt, der plötzlich drüben an der Theke entstand.

Jack, dem ich die Maulschellen verpaßt hatte, führte wieder das große Wort. Er hatte sich gefangen und wollte vor seinen Kumpanen die Schlappe wettmachen.

»He, Charlie, dreh noch mal die blöde Musik leise!«

Der Disc-Jockey kam dem Wunsch nach.

Jack Cromwell trat zwei Schritte vor und hob beide Arme. »Ich habe mir einen neuen Spaß ausgedacht«, rief er mit lauter Stimme, »Eine Mutprobe gewissermaßen. Wer Lust hat, kann mitmachen.«

»Los, Jack sag schon, was es ist!« rief ein Girl.

»Wir gehen zum Leichenacker und sehen uns das Grab des Henkers an. Kommt, Leute!«

Jack hatte den Vorschlag zwar mit Begeisterung vorgetragen, doch das Echo war schwach. Ich sah auf manchen Gesichtern die Angst und den Widerwillen.

»Das ist gefährlich«, flüsterte Glenda neben mir.

»Und ob«, gab ich ihr recht.

»Was ist denn?« schrie Jack. »Wollt ihr, oder wollt ihr nicht?«

Ein blondhaariges Mädchen drängte sich an seine Seite und hauchte ihm einen Kuß auf die Wange. »Ich gehe mit, Jackie.«

»Okay, Linda. Wußte gar nicht, daß du so mutig bist.«

»Bei dir immer.«

Die anderen lachten.

Es fanden sich noch zwei junge Männer, die Jack begleiten wollten. »Okay, wir quetschen uns in meine Karre. Und ab geht’s.«

Ich stieß Glenda an. »Kommen Sie, das werden wir uns ansehen.

Dabei lerne ich den Leichenacker einmal kennen.«

Glenda stand schon auf und schlüpfte in ihren Mantel.

Die vier jungen Leute waren bereits an der Tür. Jack ging an der Spitze. In der rechten Hand schwenkte er eine halbleere Whiskyflasche. »Dem Henker werden wir es mal zeigen!« grölte er. »Dem schlagen wir den Schädel ab.«

Er lachte, doch die anderen blieben ernst. Ihnen schien die Schau nicht geheuer zu sein. Aber einen Rückzieher zu machen, das wagte niemand.

Glenda und ich überholten die Gruppe. Jack bedachte uns mit keinem Blick.

Wenn wir ihnen auf den Fersen bleiben wollten, mußten wir uns beeilen, um zu meinem Bentley zu kommen Zum Glück war es nicht sehr weit bis zum Hotel. Hastig schloß ich die Türen auf. Wenig später rangierte ich den silbermetallicfarbenen Wagen vom Hotelparkplatz auf die Hauptstraße. Die vier jungen Leute hatten sich nicht so sehr beeilt. Der MG röhrte auf der Straße, als wir gerade die Einfahrt zur Diskothek passierten.

»Was versprechen Sie sich eigentlich davon?« fragte Glenda, »Hoffen Sie, den schwarzen Henker dort zu treffen?«

Ich hob die Schultern. »Man kann nie wissen.«

Wir fuhren die breite Straße entlang. Schon bald wurden die Geschäfte weniger. Wir durchquerten Wohnviertel mit kleinen, alten Häusern. Dazwischen lagen Wiesen und winzige Felder.

Dann hatten wir das Dorf verlassen.

In Kurven verlief die Straße weiter. Ich sah die Heckleuchten des MG immer vor mir. Wie eine dunkle Wand zog sich der Wald an der linken Seite der Straße entlang. Der Himmel war klarer geworden. Wir konnten den Mond sehen. Er streute sein Licht auf die Äcker und Weiden rechts von der Straße.

Die Bremsleuchten des MG glühten auf.

Ich ging ebenfalls vom Gas.

Der MG wurde in eine Kurve gezogen.

Als wir die Einmündung des schmalen Weges erreichten, sahen wir den Wagen stehen.

Wir stiegen aus.

»Leise«, sagte ich und legte den Zeigefinger auf die Lippen. Die Türen drückten wir behutsam ins Schloß. Das Standlicht ließ ich brennen.

Vor uns hörten wir die Stimmen der vier jungen Leute. Das heißt, eigentlich sprach nur Jack. Er war fest davon überzeugt, auf den Henker zu treffen.

Ich war gespannt. Wir folgten der Gruppe. Der Weg mündete auf den alten Leichenacker. Ich erkannte ihn an den schiefstehenden Grabsteinen. Wie ein dunkles Filigran, so hoben sich die weit

ausladenden Äste der Bäume von dem Grau des Himmels ab.

Irgendwo schrie ein Käuzchen. Ich hörte Jacks Stimme. »Der Totenvogel ruft? Bestimmt ist Moro in der Nähe! Los, zeige dich!«

Die letzten Worte brüllte er in die Nacht. Nichts geschah.

Die jungen Leute waren stehengeblieben. Ich hielt Glenda mit ausgestrecktem Arm zurück, als sie an mir vorbeigehen wollte.

»Ich sehe mir das Grab an!« rief Jack. »Wer kommt mit?« Niemand wollte ihn begleiten. »Feige Memmen seid ihr!«

Cromwell stapfte los. Bald konnte ich ihn nicht mehr sehen. Seine Umrisse verschmolzen mit der Dunkelheit.

Und dann hörten wir den Schrei.

Gellend und spitz stach er in die Nacht. Er jagte mir eine Gänsehaut über den Rücken. Neben mir flüsterte Glenda sinnlose Worte.

Ich rannte los.

Hetzte an den erstarrt dastehenden drei jungen Leuten vorbei und sprintete mit langen Schritten auf den Leichenacker. Bis zu den Knöcheln versanken meine Füße in der feuchten Erde.

Ich spürte es gar nicht. Dafür sah ich etwas anderes.

Es war schrecklich. Unbegreiflich grausam.

Jack, hatte sich umgedreht und dabei den rechten Arm ausgestreckt. Seine zitternden Finger zeigten auf einen Gegenstand, der neben einem aufgewühlten Grab lag.

Es war der Kopf eines Menschen.

»Dad!« flüsterte Jack immer wieder. »Dad…«

Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken, und ich wußte endgültig, daß der schwarze Henker kein Phantasiegebilde war…

***

Die Szene war grotesk, grausam und makaber!

Auch ich hatte Mühe, die Fassung zu bewahren, und ich war – verdammt noch mal – einiges gewohnt.

Ich sah, wie Jack wankte. Mit zwei langen Schritten stand ich neben ihm und fing ihn im letzten Augenblick auf.

Schwer sank er in meine ausgebreiteten Arme. Sein Gesicht war leichenblaß. Er hatte die Augen weit aufgerissen, und über seinen Lippen drangen unverständliche Satzfetzen.

Ich bettete den jungen Mann ins Gras. Dabei warf ich einen Blick zu den anderen hinüber. Glenda Perkins stand bei ihnen. Was sie sagte, verstand ich nicht. Von Panik ergriffen machten die jungen Leute kehrt und liefen weg.

Ich ging zu Glenda.

Trotz der Dunkelheit sah ich, daß ihre Augen tränten. Auch mir lag ein dicker Kloß im Magen, aber ich mußte jetzt einen kühlen Kopf behalten, so schweres mir auch fiel.

»Glenda«, sagte ich. »Reißen Sie sich um Himmels willen zusammen und schauen Sie nicht hin.«

Sie nickte.

»Sie können Auto fahren?«

»Ja.« Die Antwort war nur ein Hauch.

»Dann nehmen Sie meinen Bentley, und fahren Sie zurück in den Ort. Alarmieren Sie die Polizei. Sie sollen auch den Leichenwagen schicken und einen Arzt. Jack hat einen Schock bekommen.«

»Es… es war sein Vater – nicht?«

»Ja. Die Polizisten haben mir Mr. Cromwell beschrieben. Er ist der erste auf der Liste.«

»Mein Gott«, flüsterte Glenda, »wie kann man nur so grausam sein.«

Ich hob die Schultern. Es war nicht die erste Bluttat, mit der ich konfrontiert wurde. Und trotzdem, man gewöhnte sich nie daran. Ich bin ein Mensch und keine Maschine.

Tief saugte ich die klare Nachtluft ein. Dann übergab ich Glenda meine Wagenschlüssel. Unsere Hände berührten sich dabei. Ihre Finger fühlten sich eiskalt an. »Fahren Sie vorsichtig!« schärfte ich ihr ein.

Sie nickte. Dann ging sie mit schleppenden Schritten auf den Bentley zu. Ihr Kopf war nach vorn gesunken, die Schultern zuckten. Glenda Perkins weinte lautlos.

Ich ging wieder zu Jack Cromwell. Nichts war mehr von seiner zur Schau getragenen Lässigkeit geblieben. Er war nur noch ein angstgepeitschtes, hilfloses Bündel.

Ich sah die Flasche am Boden liegen, nahm sie auf, zog den Korken aus der Öffnung und ließ etwas Alkohol über die Lippen des jungen Mannes rinnen.

Jack Cromwell begann zu schlucken.

Zwei lange Lichtfinger streiften uns kurz, um dann wieder zu verschwinden. Glenda hatte den Wagen gewendet und fuhr zurück.

So schwer es mir fiel, doch ich mußte mir den »Tatort« ansehen. Der Kopf lag auf dem Grab des Henkers. Auf den Gesichtszügen war immer noch das Entsetzen zu sehen, das den Toten in den letzten Augenblicken seines Lebens ergriffen hatte.

Ein Windstoß fuhr über den Leichenacker und zerwühlte meine Haare. Im Mund spürte ich einen schlechten Geschmack. Da ich schon einmal hier war, wollte ich mir den Leichenacker genauer ansehen.

Zwischen den mit Moos überwucherten Grabsteinen schritt ich einher. Dieser Friedhof war die letzte Ruhestätte für Verbrecher und Soldaten. Einheimische lagen hier nicht begraben. Sie wurden nach den christlichen Gesetzen bestattet.

Das Raunen des Nachtwindes war die schaurige Melodie, die mich begleitete.

Ich verspürte Lust auf eine Zigarette und wollte mir ein Stäbchen anstecken. Doch Rauchen im Wald ist zu gefährlich, außerdem ist es verboten.

Ich schritt unter den Ästen der Bäume einher, sah einen verfallenen Zaun und entdeckte auch den Wald, der sich hügelaufwärts wie eine dunkle Wand vor mir erstreckte.

Wieder schrie das Käuzchen.

Der Totenvogel…

Ein unangenehmes Gefühl beschlich mich auf einmal. Ich war der Meinung, beobachtet zu werden.

Von den Schulterblättern her rieselte es mir den Rücken hinunter. Auch ich war nicht gefeit gegen das Unheimliche, gegen den Spuk aus der anderen Welt.

Etwas hatte sich verändert, das spürte ich genau.

Aber was?

Ich drehte mich im Kreis, hielt dabei die Augen weit geöffnet. Nach wie vor segelten die Wolken am dunkelgrauen Himmel dahin. Mal verdeckten sie den Mond, dann wieder konnte die bleiche Scheibe ihr fahles Lieht auf die Erde streuen.

Und auf den einsamen Leichenacker.

Mondlicht aktiviert die Kräfte des Bösen, während die Sonnenstrahlen die Kräfte tötet. Im Mondlicht, da entstehen sie, da kommen sie aus ihren Gräbern, die Zombies, die Ghouls, die Vampire…

Und der Henker!

Aus den Augenwinkeln sah ich die Bewegung.

Sofort wirbelte ich herum und starrte auf die fünf Schritte vor mir stehende grausame Gestalt!

***

Vorangetrieben durch Angst und Panik rannten die drei jungen Menschen auf den Ort zu. Linda konnte das Tempo nicht mehr mithalten. Sie fiel zurück.

»Wartet auf mich!« rief sie. »Wartet!«

Doch die Jungen hetzten weiter.

Linda begann zu schreien. »Ihr Hundesöhne«, brüllte sie. »Ihr Feiglinge. Wartet!« Dabei liefen ihr die Tränen über die Wangen. Keuchend rang sie nach Atem. Immer häufiger stolperte sie auf dem unebenen Weg.

Dann wurde es hinter ihr hell. Und im nächsten Augenblick erfaßten sie die beiden Scheinwerferlanzen.

Glenda Perkins bremste.

Die blondhaarige Linda taumelte gegen die Wagentür und klammerte sich am Griff fest.

Glenda öffnete die Tür des Bentley.

Das Mädchen fiel förmlich in den Wagen hinein. Schluchzend warf sie sich in den Ledersitz. Ihr Gesicht vergrub sie in beide Hände. Glenda beugte sich über sie und zog die Tür zu.

Dann fuhr sie weiter.

»Diese feigen Burschen!« schluchzte Linda. »Alleingelassen haben sie mich. Niemand hätte sich um mich gekümmert. Niemand…«

»Beruhigen Sie sich«, sagte Glenda. »Hier sind Sie in Sicherheit.«

Das Girl lachte bitter auf. »Sicherheit, was ist das schon. Der Henker kann überall hinkommen. Und der Kopf… Oh, mein Gott, wenn ich daran denke.«

Sie begann wieder zu weinen.

Glenda erwiderte nichts. Sie hatte noch nie einen Bentley gefahren und mußte sich voll konzentrieren.

Die ersten Häuser tauchten auf. Die beiden jungen Männer hatten Glenda nicht gesehen. Wahrscheinlich hatten sie sich irgendwo in die Büsche geschlagen.

Der Ort wirkte verlassen. Kein Wunder, Mitternacht war nicht mehr fern. Aber wenn sich die Bluttat erst einmal herumgesprochen hatte, dann würde es in Pitlochry zugehen wie in einem Bienenhaus. Davon war Glenda überzeugt.

»Die Polizeistation, wo ist sie?«

Glenda bekam keine Antwort. Sie mußte die Frage wiederholen, ehe ihr Linda den Weg erklärte.

Mit fünfzig Meilen jagte Glenda den Bentley durch den Ort. Sie fuhr an unserem Hotel vorbei und sah dann das Schild mit der Aufschrift POLICE leuchten.

Sie parkte den Bentley auf dem Bürgersteig und riß die Tür auf. »Bleiben Sie im Auto, Miß.«

Glenda hatte gerade den Wagen verlassen, als aus der Tür des Polizeigebäudes die beiden Konstabler gestürmt kamen. Einer band sich noch im Laufen die Koppel um. Glenda lief den Beamten entgegen.

»Ich habe einen Mord zu melden. Kommen Sie…«

»Keine Zeit!« wurde ihr entgegengehalten. »Wir sind im Einsatz.«

Doch plötzlich stockte der ältere der Polizisten. »Mord? Wo?«

»Auf dem Leichenacker. Dort liegt ein Kopf…«

»… Nein!« Die Augen des Beamten wurden groß. Er sah seinen Kollegen an. »Hast du gehört, Tim?«

Der Mann nickte. Dann sagte er: »Wir haben die Meldung bekommen, daß vor Cromwells Büro eine kopflose Leiche liegt.«

Glenda hatte die Worte vernommen. Sie gab die makabre Antwort. »Und den dazugehörigen Kopf finden Sie auf dem Leichenacker.«

Das waren ihre letzten Worte. Plötzlich wurde ihr schwarz, vor

Augen. Sie merkte nichts wie sie fiel und spürte auch nicht, daß einer der Polizisten sie auffing.

Die letzten Ereignisse waren zuviel für sie gewesen.

***

Wir standen uns gegenüber, starrten uns an. Jeder wußte, daß er den anderen töten wollte.

Und das aus verschiedenen Motiven. Der Henker, um den Befehlen des Satans gerecht zu werden – ich, um die Menschheit von einer grausamen Geißel zu befreien.

Sie sah schrecklich aus, diese mordwütige Bestie aus dem sechzehnten Jahrhundert. In Sekundenschnelle prägte ich mir den Anblick genau ein.

Die Bestie war größer als ich. Das enge schwarze Trikot spannte sich um die immensen Muskeln. Mit den Fingern der rechten Hand hielt sie den Griff des schweren Beils fest umklammert. In der Körpermitte wurde das Trikot von einem Gürtel umspannt. Die Schnalle des Gürtels glänzte golden, ebenso das Skelettgesicht. Unter der Seidenkapuze.

Der Henker sprach kein einziges Wort, und doch spürte ich die Dränung, die von dieser Gestalt ausging, fast körperlich.

Neben mir hörte ich einen unterdrückten Schrei. Es war mehr ein Stöhnen und Ächzen.

Jack Cromwell hatte es ausgestoßen.

»Der Henker! Der Henker…« Seine Stimme war kaum zu verstehen.

Ich ging ein wenig zurück, wollte Abstand zwischen uns bringen.

Er folgte sofort.

Gedankenschnell zog ich meine Beretta. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen. Diese Geschosse töten Dämonen der unteren Rangordnungen.

Aber auch den schwarzen Henker?

Ich mußte es auf einen Versuch ankommen lassen.

Eiskalt drückte ich ab. Ich hatte hier keinen Menschen vor mir, sondern ein Wesen aus dem Schattenreich. Ein grausames Untier, das nur dann zufrieden war, wenn es töten konnte.

Eine Feuerzunge leckte aus der Mündung der Beretta. Hart und trocken peitschte der Schuß auf, doch der verdammte Henker reagierte sagenhaft schnell.

Er tauchte zur Seite. Wie ein Blitzstrahl war er aus der Schußrichtung gewichen und schlug gleichzeitig mit seinem mörderischen Beil zu.

Die Kugel traf ihn trotzdem. Sie jagte in seine Schulter, stanzte dort ein Loch und fuhr an der anderen Seite wieder heraus. Sonst war keine Reaktion zu sehen.

Zu einem zweiten Schuß kam ich nicht mehr.

Dicht vor meinen Augen sah ich die Klinge, und mit einem raubtierhaften Satz hechtete ich zurück.

Das Beil verfehlte mich, hackte vor mir in den Grasboden. Bis zum Heft steckte es darin.

Mit einem Schrei auf den Lippen riß der Henker das Beil wieder hervor.

Ich war durch den Schwung der raschen Bewegung ausgerutscht, feuerte jedoch im Liegen.

Zwei Silberkugeln jagte ich in den Körper der Bestie. Sie durchlöcherten sie in Brusthöhe, doch eine Reaktion zeigte sich nicht. Im Gegenteil, die Bestie regenerierte. Wo die Kugeln die höllische Materie zerstört hatte, wuchs sofort neue nach.

Der Henker war unverwundbar. Ich konnte ihn nicht mit dieser Waffe schlagen. Er aber sah seine Chance, Moro griff an.

Er kam wie ein Tier. Geschmeidig waren seine Bewegungen. Eine perfekte Mischung aus durchtrainierter Muskulatur und Gelenkigkeit. Trotz seiner Körpergröße schoß er geschmeidig auf mich zu. Dabei hielt er den rechten Arm ausgestreckt; das Beil schwang er wie ein Schutzschild vor sich.

Durch rasches Zurückspringen konnte ich dem ersten Angriff ausweichen. Die Klinge zerschnitt nur die Luft.

Dann sah der Henker den am Boden liegenden Jack Cromwell. Ich merkte es daran, wie sein skelettierter Schädel herumruckte. Obwohl er keine Augen besaß, registrierte er alles, was um ihn herum vorging.

Er sprang auf den wehrlosen Jack Cromwell zu. Den rechten Arm hielt er jetzt angewinkelt. Im nächsten Augenblick würde er auch dem jungen Mann den Kopf abschlagen.

Ich setzte alles auf eine Karte.

Meine Muskeln explodierten förmlich, als ich ihn von der Seite her ansprang. Mit meinem gesamten Gewicht prallte ich gegen ihn. Die Fäuste bohrten sich in seine Hüfte. Einhundertachtzig Pfund Lebendgewicht warfen den Henker aus der Bahn. Die Axt verfehlte Jack Cromwells Kopf um eine Handbreite.

Ich war über den Henker hinweggestürzt, rollte mich auf der rechten Schulter ab und trat noch im Liegen.

Ich traf ihn an der Schulter.

Doch er zeigte keine Reaktion. Unter der Kapuze hervor drang nur ein häßliches Grollen, dann wirbelte er herum. Die Axt hatte er dabei noch nicht aus dem Boden gerissen.

Ich zielte auf den Stiel… schoß!

Zu überhastet gefeuert. Die Kugel ritzte nur Holz aus dem Stiel des Beils.

Dann riß der Henker seine mörderische Waffe aus dem Boden. Im gleichen Moment begann Jack Cromwell zu schreien. Er sprang

plötzlich auf und rannte in wilder Panik davon.
Das Beste, was er machen konnte.
Aber auch der Henker ergriff die Flucht. Ehe ich mich versah, machte er auf dem Absatz kehrt, hetzte auf die Bäume zu und brach wie ein wütender Elefant durch das Unterholz.
Ich rannte hinterher. Doch der verdammte Henker hatte schon einen zu großen Vorsprung. Außerdem war er wesentlich schneller als ich.
Nach einigen Minuten gab ich erschöpft die Verfolgung auf. Doch eines wußte ich: Der Henker und ich, wir hatten uns nicht zum letztenmal gegenübergestanden. Es würde zu einem zweiten Kampf kommen. Da war ich mir sicher.
Langsam ging ich zurück.
Von der Straße her sah ich Scheinwerfer aufblitzen. Glenda Perkins hatte die Polizei alarmiert. Die Beamten würden sich über meine Erklärungen wundern.
Ich aber mußte mir etwas einfallen lassen, um den Henker besiegen zu können.
In Pitlochry gab es zwar nur eine kleine Polizeistation, doch wenn Not am Mann war, halfen auch die Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr mit.
So wie in dieser Nacht.
Wir hatten das Gelände abgesperrt. Niemand kam auf den Leichenacker. Eine menschliche Postenkette verhinderte das. Die Nachricht von der grausamen Ermordung des reichen Bürgers hatte sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen und die Bewohner aus ihren Betten gescheucht.
Jetzt grassierte wieder die Angst.
Konstabler Tim Archer und Konstabler Bellow unterstützten mich. Gemeinsam durchkämmten wir die nähere Umgebung, in der Hoffnung, irgendwelche Spuren zu finden.
Doch der Henker blieb wie vom Erdboden verschluckt. Er mußte ein verdammt gutes Versteck haben.
Ich berichtete von meinem Kampf mit dem Unheimlichen. Konstabler Archer kratzte sich am Kopf. »Da haben Sie aber verdammtes Glück gehabt, Sir. Ich könnte mir vorstellen, daß der Henker keinen Zeugen entkommen läßt.«
»Mit Silberkugeln war er jedenfalls nicht zu besiegen«, gab ich Auskunft. Die Augen der Beamten wurden groß.
»Sie… Sie… schießen mit Silberkugeln, Sir?«
»Ja. Es ist nicht das erste Mal, daß ich mit Untoten oder Dämonen zu tun habe. Mit normalen Kugeln ist denen ja nicht zu Leibe zu rücken.«
»Trotzdem haben Sie den Henker nicht stellen können!«
Ich nickte. »Exakt, Gentlemen. Meine Waffe war wirkungslos. Es muß jedoch eine Waffe geben, mit der ich den Henker töten kann. Niemand

ist unbesiegbar. Auch ein Dämon nicht.«
»Da sind wir überfragt, Sir«, antworteten sie wie aus einem Munde.
»Na ja, mal sehen.« Ich vergrub meine Hände in den Manteltaschen. Nebeneinander schritten wir zum Leichenacker zurück. Der Kopf war inzwischen entfernt worden. Wie ich wußte, hatte man auch den Rumpf des Toten schon weggeschafft. Mrs. Cromwell hatte einen Nervenzusammenbruch erlitten. Sie war in ein Krankenhaus gebracht worden. Ihrem Sohn ging es nicht besser. Er lag eine Etage tiefer im gleichen Hospital.
Die drei jungen Leute hatten Beruhigungsspritzen bekommen. Sie warteten in der Praxis des Arztes. Ebenso wie Glenda Perkins.
Die Praxis war mein Ziel. Mit dem Streifenwagen ließ ich mich hinbringen, da mein eigener Bentley noch immer vor dem Revier stand.
Dem Arzt standen zwei kleine Zimmer mit Ruhebetten zur Verfügung. Zusammen mit Konstabler Bellow betrat ich die Praxis.
Ich fand Glenda schon wieder gut auf dem Damm. Sie lächelte mir entgegen. Allerdings war sie noch etwas blaß um die Nase herum.
»Alles klar?« fragte ich.
Sie nickte. »Und bei ihnen?«
»Ich lebe.«
Glenda zeigte auf meinen Mantel. »Haben Sie sich auf dem Boden herumgerollt?«
Ich blickte an meinem Trench herunter. An den Seiten klebte er vor Schmutz. »Ich hatte eine kleine Auseinandersetzung mit unserem Freund«, erklärte ich leichthin.
»Mit dem Henker?«
»Ja.«
»O Gott!« Glenda preßte ihre Hand auf den Mund. In ihren Augen schimmerte die Besorgnis.
»Es ist alles gut gegangen«, beruhigte ich sie lächelnd.
»Dann haben Sie den Henker erwischt?«
»Leider nein. Er hat es vorgezogen zu verschwinden. Wohin, das weiß ich leider nicht.« Ich blickte auf meine Uhr. Mitternacht war schon vorbei. In fünf Stunden würde es hell werden. Ich wollte mich noch etwas hinlegen, denn ich war sicher, daß der Henker in dieser Nacht nichts mehr unternehmen würde.
Das sagte ich auch dem Konstabler.
Bellow nickte sorgenschwer. »Cromwell hat er getötet«, meinte er. »Jetzt sind die Rileys und die O'Caseys übrig.«
»Wie ist es mit dem Pfarrer?«
»Ich weiß nicht, ob der für ihn interessant ist. Der Pfarrer damals hatte ja keine direkten Nachkommen.«
»Aber der heutige Pfarrer könnte uns vielleicht helfen«, überlegte ich

laut. »Wieso?«

»Es gibt doch so etwas wie eine Kirchenchronik. Bestimmt wird der Henker auch darin erwähnt. Es konnte sein, daß ich darin eine Möglichkeit finde, wie er auszuschalten ist.«

Der Konstabler sah mich zweifelnd an.

Ich lächelte. »Ist ja auch nur ein Versuch.«

Glenda Perkins war inzwischen aufgestanden. »Im Hotel bin ich ebenso sicher«, sagt sie.

Wir holten den Bentley und fuhren zum Hotel zurück. Der Hotelier wußte inzwischen, wen er unter seinem Dach beherbergte. Er bestürmte uns mit Fragen, doch ich gab nur ausweichende Antworten.

Wir waren beide froh, auf unsere Zimmer zu kommen. Schließlich hatten wir eine lange Fahrt hinter uns.

Auf dem Gang reichte ich Glenda die Hand »Schlafen Sie gut, Glenda. Und versuchen Sie, die Schrecken zu vergessen.«

Sie lächelte etwas gequält. »Ich werde mich bemühen.«

Ich hatte zwar Glenda den Rat gegeben, den Fall zu vergessen, doch ich selbst wurde daran erinnert. Ich konnte nicht einschlafen. Immer wieder dachte ich an den Fall. Auch als ich in einen leichten Schlaf fiel, verfolgte mich der schwarze Henker noch im Traum. Oft sah ich sein mörderisches Beil aufblitzen. Ich konnte nie ausweichen und erblickte dabei meinen eigenen Kopf, wie er über die Wiese rollte. Schrecklich…

Mehrmals hörte ich mich aufstöhnen, und als der Henker dann meinen Kopf triumphierend hochhob, wachte ich auf.

Ich war in Schweiß gebadet. Im Zimmer war es noch dunkel. Und sehr ruhig.

Ich setzte mich auf und warf einen Blick auf meine Uhr. Sie zeigte die vierte Morgenstunde an.

Warum war ich wach geworden? Hatte mich der Traum geweckt oder mich mein sechster Sinn gewarnt? Lag Gefahr in der Luft?

Ich trat ans Fenster, stellte mich seitlich davon auf und peilte durch die Scheibe.

Ich konnte auf den kleinen Hotelparkplatz sehen. Dort nistete die Dunkelheit wie ein schwarzes Tuch in allen Ecken und Winkeln.

Ich strengte meine Augen sehr an.

Bewegte sich nicht dort jemand? Hatte ich nicht bei den abgestellten Wagen einen noch dunkleren Schatten gesehen? Oder täuschten mich meine Sinne?

Ich wartete mit angehaltenem Atem. Konzentrierte mich.

Tatsächlich! Auf dem Parkplatz war jemand. Eine Gestalt schlich dort umher. Der Henker?

Ich wollte es genau wissen. Blitzschnell zog ich Hose und Jackett über meinen Schlafanzug, schlüpfte in die Schuhe und nahm die

wieder aufgeladene Beretta an mich.

Dann öffnete ich das Fenster. Das ging nicht geräuschlos vonstatten, die Gestalt wurde aufmerksam.

Die stärkere Taschenlampe lag im Wagen, dafür fand ich in meiner Innentasche die Kugelschreiberlampe.

Ich knipste sie an.

Wie ein dünnes Messer zerschnitt der schlanke Strahl die Dunkelheit. Aber er war zu schwach, um vom ersten Stock bis auf die Erde zu leuchten. Ich hielt den Arm dabei etwas vom Körper ab, um kein genaues Ziel zu bieten.

Die Gestalt sah den Lichtschein und huschte zur Seite.

»Halt!« rief ich. »Bleiben Sie stehen!«

Der Unbekannte hörte nicht. Er rannte auf die schmale Einfahrt zu. Deutlich hörte ich seine Schritte. Dann war er verschwunden. Am Ende der Einfahrt brannte eine schwache Lampe. Für Sekundenbruchteile sah ich die Gestalt genauer.

Sie trug einen langen Mantel und einen dunklen Hut auf dem Kopf. Der Henker war es jedoch nicht.

Wer dann?

Hatte er Helfer im Ort? Standen einige Bewohner auf seiner Seite? Mit dieser beunruhigenden Vermutung schloß ich das Fenster und ging wieder ins Bett.

Ich würde mich in Zukunft noch mehr vorsehen müssen.

***

Glenda Perkins und ich waren beide nicht die frischesten, als wir uns am Morgen gegen acht Uhr beim Frühstück trafen. Glenda hatte ebensolche Ringe unter den Augen wie ich.

Von den Ereignissen der Nacht erzählte ich nichts. Ich wollte Glenda nicht noch mehr beunruhigen.

Die Wirtin gab sich alle Mühe, uns zufrieden zu stellen. Sie tischte auf, daß es eine Pracht war. Doch so recht schmecken wollte es uns nicht.

Glenda hielt sich an Kaffee. Ich ebenfalls, trank aber noch Orangensaft dazu und aß zwei Scheiben korniges Roggenbrot.

Als die Verdauungszigarette brannte, kam Glenda zum Thema. »Haben Sie schon einen Plan, Mr. Sinclair?«

Ich nickte und nahm einen Zug aus meiner Marlboro. »Ich werde die Personen aufsuchen, deren Vorfahren unmittelbar mit dem Henker zu tun gehabt haben.«

»Auch den Pfarrer?«

»Ja. Da fange ich an.«

»Und ich?« fragte Glenda. »Was soll ich tun?«

»Sie bleiben im Hotel.«

»Nein.« Energisch schüttelte das schwarzhaarige Persönchen den Kopf. »Da spiele ich nicht mit. Tut mir leid. Ich bin nicht hergekommen, um herumzusitzen und Däumchen zu drehen.«
Ich versuchte es auf die harte Tour. »Wollen Sie sich auch den Kopf…«
»Hören Sie auf, Mr. Sinclair.«
Ich faßte nach ihrer Hand. »Sorry, aber es mußte sein. Sie sind hier im Hotel sicherer, Glenda. Glauben Sie mir.«
Glenda versuchte zu lächeln. »Vielleicht haben Sie recht, ich habe mich dumm benommen.«
»Schon gut.«
Glenda bat um eine Zigarette. Ich gab sie ihr und auch Feuer. Sie fragte: »Haben Sie eine Vermutung, wo sich der schwarze Henker versteckt halten könnte?«
»Nein.«
»Aber zurück in sein Grab kann er nicht. Das würde auffallen.«
»Richtig.« Dann teilte ich ihr meine Theorie mit. »Dieser Henker ist ein Geschöpf der Hölle. Also ein Nachtgeschöpf. Tageslicht und Sonnenstrahlen sind für ihn Gift. Unter Umständen sogar absolut tödlich. Er muß sich also tagsüber versteckt halten.«
»Und wo?«
»Das ist die Frage. Ich werde mich erkundigen, ob es hier in der Gegend Höhlen oder Stollen gibt. Das sind die klassischen Verstecke dieser Horrorwesen. Seine Opfer sucht er immer nachts. Dann geht es ihm gut.«
»Wir können nur hoffen, daß es Ihnen gelingt, ihn vor Einbruch der Dunkelheit zu finden«, bemerkte Glenda.
»Ja, da sprechen Sie mir aus der Seele.« Ich drückte die Zigarette aus und tupfte mir mit der Serviette den Mund ab.
»Trotzdem bleibe ich nicht im Hotel«, erklärte mir Glenda. »Ich werde etwas einkaufen. Schließlich möchte ich ein Souvenir mit nach London nehmen.«
»Dagegen habe ich nichts.«
»Sehen wir uns zum Essen?«
Ich hob die Schultern. »Versprechen kann ich nichts. Ich werde es aber versuchen.« Wir trennten uns.
Ich fuhr noch einmal hoch in mein Zimmer, rieb den Burberry-Mantel so gut aus wie ich konnte und hing mir mein geweihtes Kreuz um den Hals.
Dieser Talisman hatte mir schon manchen Dienst erwiesen. In ihm wohnte die geballte Kraft des Guten. Auf die Dämonen wirkte der Anblick jedesmal wie ein Schock. Manchmal hatte ich das Gefühl, daß sie in dem Kreuz etwas Schreckliches sahen.
Das waren nur Vermutungen, durch nichts bewiesen.

Auf der Straße traf ich Konstabler Bellow. »Zu Ihnen wollte ich gerade, Sir«, rief er schon von weitem, kam auf mich zu und gab mir die Hand.

Wir blieben auf dem Bürgersteig stehen. Zahlreiche Passanten waren unterwegs. Sie warfen uns scheue Blicke zu. Es schien sich herumgesprochen zu haben, aus welchem Grund ich nach Pitlochry gekommen war.

»Eigentlich wollte ich Sie auch etwas fragen«, sagte ich dem Konstabler.

»Und?«

»Kann der Henker in diesem Ort einen Helfer haben?«

»Wie kommen Sie darauf, Sir?«

Ich berichtete von meiner nächtlichen Beobachtung.

Der Konstabler hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Jeder fürchtet sich vor dieser Bestie, und allein die Vorstellung, daß ihr jemand zur Seite steht, ist für mich utopisch.«

»Dann war es doch wohl ein anderer.«

»Vielleicht hat sich jemand für Ihren Wagen interessiert, Sir. Einen Bentley sieht man hier nicht alle Tage.«

»Schon möglich.« Ich warf einen Blick die Straße hinunter. »Und was hatten Sie vor, Konstabler?«

»Ich wollte mit Ihnen zum Pfarrer. Natürlich nur, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Nein. Warum sollte ich?«

Wir gingen los. Unterwegs berichtete mir der Konstabler, daß er die Mordkommission noch nicht benachrichtigt habe. Ich hatte es ihm geraten und das aus gutem Grund. Noch mehr Polizisten im Ort würden nur Unruhe verbreiten. Außerdem hatte das Sprichwort: »Viele Köche verderben den Brei« einiges für sich. »Aber wie sieht es mit der Presse aus?« wollte ich wissen.

»Noch ist alles ruhig. Aber wie ich die Hyänen kenne, werden sie uns im Laufe des Tages auf die Nerven gehen.«

»Halb so schlimm, Konstabler. Wäre nicht das erste Mal, daß ich mich mit den Pressefritzen herumschlagen müßte.«

Wir waren von der Hauptstraße abgebogen. Den Kirchturm konnte ich bereits sehen. Die Kirche selbst stand inmitten einer kleinen Grünanlage. Diese wiederum war umrahmt von einer mannshohen Mauer. Ein eisernes Tor mit einem Kreuz auf jeder Hälfte stand offen. Gepflegte Wege führten auf das Eingangsportal zu und auch an der Kirche vorbei. Ein Mann im grünen Kittel war dabei, die Äste eines Baumes zu stutzen.

Als er uns sah, unterbrach er seine Arbeit.

»Ist der Pfarrer in seinem Haus?« rief der Konstabler dem Mann zu.

»Ja, Sir!«

»Unser Seelenhirte ist schon älter«, erzählte mir der Konstabler. »Wir haben einen zweiten Pfarrer oder einen Vikar beantragt. Aber Sie wissen ja, auch in der Kirche gibt es eine Verwaltung und die arbeitet nicht schneller als die anderen Behörden.« Wir umrundeten die Kirche und gelangten zu einem kleinen schmucken Einfamilienhaus.

Es war ein Pfarrhaus.

Der Konstabler deutete auf die Baumkronen, die hinter der Mauer zu sehen waren. »Dort liegt unser normaler Friedhof«, sagte er. »An der Westseite des Grundstücks gibt es ein Tor, durch das wir auf den Friedhof gehen können.«

Während er sprach, legte er seinen Zeigefinger auf den Klingelknopf. Wir hörten die Scholle, doch niemand öffnete uns.

»Seltsam«, murmelte der Konstabler. »Der Gärtner hat uns doch gesagt, der Pfarrer ist im Haus.«

»Vielleicht schläft er noch«, vermutete ich.

»Nein, Sir, der nicht. Er hat zwar schon seine Jahre auf dem Buckel, aber mit seiner Arbeit nimmt er es ernst.«

Ich stieß mit der Hand gegen die Tür. Gar nicht mal bewußt, sondern aus einem Reflex heraus.

Die Haustür schwang nach innen.

Der Konstabler knetete seine Nase. »Jetzt verstehe ich gar nichts mehr«, sagte er. Ich drückte mich an dem Mann vorbei und betrat als erster das Pfarrhaus.

Die Stille fiel mir auf.

Ich war in einen schmalen Flur gekommen und ging auf Zehenspitzen weiter. Von irgendwoher hörte ich ein Ticken.

Flüsternd fragte ich den Konstabler nach dem Grund des Geräusches. »Das wird die alte Standuhr in seinem Arbeitszimmer sein«, erwiderte er.

Der Konstabler übernahm jetzt die Führung. Er war nicht zum erstenmal in diesem Haus.

Zum Arbeitszimmer ging rechts von der Treppe eine Tür ab. Sie stand Spaltbreit offen.

»Pfarrer O'Flaherty?« rief der Konstabler »Herr Pfarrer, melden Sie sich bitte.« Bellow betrat das Arbeitszimmer. Ich folgte ihm dicht auf den Fersen. Plötzlich blieb er stehen, als sei er vor eine unsichtbare Wand gelaufen. »Mein Gott«, flüsterte er.

Ich sah es in der gleichen Sekunde. Der Pfarrer saß auf seinem hochlehnigen Stuhl hinter dem Schreibtisch. Sein Oberkörper war nach vorn gesunken. Mit der Stirn berührte er die Schreibtischplatte. Der Rücken bildete einen Bogen.

Und in dessen Mitte, genau unter dem dritten Wirbel, steckte ein Messer!

***

Der Pfarrer war tot. Die Haut hatte sich bereits abgekühlt, also mußte er mitten in der Nacht umgebracht worden sein.

»Nichts berühren«, sagte ich. »Gehen Sie nach draußen, Bellow und fragen Sie den Gärtner, ob ihm etwas aufgefallen ist.«

»Okay, Sir!«

Ich sah mich inzwischen im Arbeitszimmer des Pfarrers um. Man hatte es durchsucht. Dafür sprachen alle Anzeichen.

Aber wer?

Der Henker? Mir fiel die Gestalt ein, die sich auf dem Hof des Hotels herumgetrieben hatte. Der Henker hatte also doch einen Helfer in Pitlochry.

Langsam durchquerte ich das Zimmer. Bis zur Decke reichten die Bücherregale an den Wänden. Ich entdeckte zahlreiche Werke der Weltliteratur. Jemand hatte die Bücherreihen durchwühlt. Viele Werke lagen übereinander, andere waren zu Boden gefallen.

Den alten Schrank entdeckte ich in einer kleinen Nische. Stutzig machte mich das moderne Schloß des Möbelstücks. Was wurde in dem Schrank aufbewahrt?

Ich wußte es zwei Sekunden später, als ich die Tür mit dem aufgebrochenen Schloß aufgezogen hatte.

Vor mir lagen die Kirchenbücher. Nach Jahrzehnten sortiert, stapelten sie sich bis zur Decke des Schranks.

Und das Jahrzehnt zwischen fünfzehnhundertsiebzig und fünfzehnhundertachtzig fehlte.

Der Mörder hatte also gefunden, was er suchte.

Wir waren zu spät gekommen.

In diesen Augenblicken überfiel mich eine Phase der Depression. Zwar gab ich mir nicht die Schuld am Tod des Pfarrers, aber ich hatte rascher reagieren sollen.

Was war vor vierhundert Jahren geschehen? Was hatte in dem Kirchenbuch gestanden?

Der Konstabler kam zurück. Sein Gesicht war leichenblaß. Er vermied es, den Pfarrer anzusehen.

Fragend blickte ich den Beamten an.

»Nichts, Sir«, sagte er. »Der Gärtner weiß auch nichts.«

»Aber er hat doch gesagt, der Pfarrer sei im Haus.«

»Er hat es angenommen. Gesehen hatte er ihn nicht. Ich glaube nicht, daß der Mann lügt.«

»Okay«, sagte ich und dann: »Der Mörder hat etwas gesucht und auch gefunden. Und zwar die Kirchenberichte des Jahres, in dem der Henker umgekommen ist.« Der Konstabler schluckte. Nervös fummelte er an seinem Krawattenknoten herum. »Dann… stimmt es doch, daß Moro einen Helfer bei uns im Ort hat.«

»Genau.«

Ich ging zum Telefon. Der schwarze Apparat stand auf dem Schreibtisch. »Es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Mordkommission zu alarmieren.« Von Bollow ließ ich mir die Nummer geben und wählte. Mit knappen Worten gab ich einen Lagebericht. Der Beamte am anderen Ende der Leitung war ziemlich sauer. Ich konnte ihn sogar verstehen. Von Dundee bis nach Pitlochry war es ein ziemlich weiter Weg.

»Sie bleiben hier im Haus«, wies ich den Konstabler an.

»Und Sie?« fragte er.

»Ich habe einige Besuche vor. Ich bin ziemlich sicher, daß noch jemand weiß, was in den alten Kirchenbüchern steht…«

***

»Ja, Sir, hier bei mir hat sie gewohnt«, sagte Mrs. O'Casey, faltete ihre Hände zusammen und legte sie in den Schoß.

»Wir vermieten nur zwei Zimmer und als Miß Paine sich nach einem Zimmer erkundigte, da habe ich nicht nein gesagt. Das junge Mädchen war mir auf Anhieb sympathisch. Ich hätte auch gern eine Tochter gehabt.«

Ich saß Mrs. O'Casey in deren Wohnstube gegenüber. Es war ein kleiner Raum mit zwei schmalen Fenstern und einer etwas altertümlich verspielt wirkenden Einrichtung. Mein Geschmack war es nicht. Nun ja, Mrs. O'Casey stammte aus einer anderen Generation.

Ich lehnte mich in dem hohen Ohrensessel zurück. »Ihr Mann ist nicht zufällig hier?«

»Nein, Sir. Er arbeitet im Bürgermeisteramt. Ist dort Mädchen für alles. Er kümmert sich um die Heizung, die Registratur und vieles andere. Er ist unabkömmlich.«

»Verstehe.« Von dem Mord an dem Pfarrer hatte ich nichts erwähnt. Die Frau würde es früh genug erfahren. Sie saß auf dem Stuhl wie ein Schulmädchen. Die Beine etwas angezogen und kerzengerade. Sie hatte ein rundes Gesicht mit gutmütig blickenden Augen. Das graue Haar war im Nacken zu einem Knoten zusammengesteckt. Die Lippen waren dünn und schimmerten bläulich. Die Haut jedoch hatte einen frischen Teint. Ein Zeichen, daß Mrs. O'Casey sich viel in der freien Luft bewegte.

»Sie wissen selbst, was mit Mr. Cromwell geschehen ist«, sagte ich, wartete ihre Antwort erst gar nicht ab, sondern fragte direkt weiter. »Ist Ihnen auch bekannt, was sich vor vierhundert Jahren abgespielt hat?«

Die Frau nickte. »Ja«, erwiderte sie dann mit kaum zu verstehender Stimme. »Ihr Vorfahre gehörte damals auch zu den mutigen Männern, die gegen den Henker zu Felde gezogen sind.«

»Ich weiß.«

Mrs. O'Casey senkte den Blick. Sie wußte, worauf ich hinaus wollte. Gab jedoch keine Erklärung.

»Haben Sie keine Angst, daß der Henker Sie besuchen könnte. Sie und Ihren Mann.«

»Doch, ich habe Angst.«

»Dann müssen wir etwas dagegen unternehmen«, forderte ich sie auf.

Mrs. O'Casey hob den Kopf. Zweifelnd blickte sie mir ins Gesicht. »Man kann den Henker nicht besiegen. Darüber sollten Sie sich klar sein, Sir.«

»Oh, da bin ich anderer Meinung.«

»Sie kommen aus der Stadt, Sir. Wissen wahrscheinlich nicht, was sich hier auf dem Land noch alles tut. Ihr lacht über unsere Geschichten. Aber sie sind wahr, Sir. Sie haben es ja selbst erlebt.«

»Mrs. O'Casey.« Ich sprach eindringlich. »Ich lache nicht über das, was geschehen ist. Ich kämpfe gegen die Mächte der Finsternis. Es ist mein Beruf und meine Mission.«

Ich berichtete ihr aus meinem Leben und merkte, wie sie auftaute, wie sich der zweifelhafte Ausdruck auf ihrem Gesicht glättete und in ihren Augen Vertrauen aufblitzte.

»Sie sind ein guter Mensch, Sir«, sagte sie schließlich. »Ich glaube Ihnen. Wenn Sie es nicht schaffen, dann schafft es keiner. Gott stehe Ihnen bei.«

»Aber zuerst müssen Sie mir helfen«, sagte ich.

»Wieso?«

»Es muß etwas geben, womit man den Henker besiegen kann. Eine Waffe, zum Beispiel. Ich weiß nicht, welcher Art, aber auch ein Dämon ist nicht unbesiegbar.« Mrs. O'Casey zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht, Sir.«

»Ich greife mir diese Formulierungen nicht aus der Luft, Mrs. O'Casey. Ich war beim Pfarrer, wollte in alten Kirchenbüchern nachschauen, doch es ist eingebrochen worden. Man hat gerade das Buch gestohlen, das ich gesucht habe. Also enthält es eine Botschaft, die für den Henker gefährlich werden könnte.«

Mrs. O'Caseys Blick glitt an mir vorbei. »Dann ist der Henker in das Pfarrhaus eingebrochen?«, flüsterte sie.

»Ich weiß nicht, ob es der Henker war, Madam.«

»Aber wer dann?«

»Das will ich unter anderem auch herausfinden. Und Sie sollen mir dabei helfen. Wer, zum Beispiel, wußte davon, daß in dem Kirchenbericht etwas steht, was dem Henker gefährlich werden könnte?«

»Der Pfarrer.«

»Sonst niemand?«

Sie überlegte.

Ich half ihr auf die Sprünge. »Was ist mit den Rileys. Der Name müßte auch in den alten Chroniken auftauchen, wie mir der Konstabler berichtete.«

Mrs. O'Caseys Kopf ruckte hoch. »Sie haben recht, Sir. An ihn habe ich gar nicht gedacht. Flint Riley ist aber damals umgekommen, soviel ich weiß. Ein Blitzstrahl hat ihn getroffen, nachdem der Henker in das Grab gelegt worden ist.«

»Hatte Riley Nachkommen?«

»Ja. Mehrere Kinder sogar.«

»Und die Rileys leben noch hier?«

»Natürlich. Das heißt, nur noch der alte Riley. Seine beiden Söhne sind in die Stadt abgewandert. Riley selbst ist ein Einzelgänger. Er hat sich abgekapselt.«

»Wovon lebt er?«

»Er bekommt eine Kriegsrente. Die reicht gerade, um sich über Wasser zu halten. Nach dem Tod seiner Frau war mit ihm nichts mehr los. Er kommt kaum aus seinem Haus heraus. Will mit keinem etwas zu tun haben.« Mrs. O'Casey holte ein Taschentuch aus der Kittelschürze und schneuzte sich die Nase. »Aber Sie glauben doch nicht im Ernst, daß Riley?«

»Ich muß jeder Spur nachgehen, Madam…«

Sie nickte. »Aber das wäre ja… ungeheuerlich wäre das. Nein, das kann ich nicht glauben.«

Ich erhob mich. »Vielen Dank für Ihre Hilfe, Mrs. O'Casey. Sie haben mir wirklich ein schönes Stück weiter geholfen. Und bitte, seien Sie vorsichtig.«

»Sie rechnen damit, daß der Henker auch zu uns kommt?«

»Ich rechne damit, daß er die nächste Nacht nicht übersteht. Ich werde ihn stellen.«

»Wir haben überall Kreuze aufgehängt, Wir werden heute Abend auch die Zimmer mit Weihwasser besprenkeln. Das wird ihn abschrecken. Ich rede noch einmal mit dem Pfarrer…«

Ich beschloß, ihr die Wahrheit zu sagen. »Das geht nicht mehr, Mrs. O'Casey.«

»Wie meinen sie das?«

»Der Pfarrer ist tot. Man hat ihn ermordet.«

»Nein!« Mrs. O'Casey wankte zurück. Plötzlich wich alle Farbe aus ihrem Gesicht. Unnatürlich groß wurden die Augen. Sie begann zu zittern, und fiel zurück auf den Stuhl.

»Es tut mir leid«, sagte ich, »aber Sie hätten es sowieso erfahren. Warten Sie, ich hole Ihnen ein Glas Wasser.«

Sie nickte geistesabwesend.

Als ich in das Zimmer zurückkehrte, weinte sie. Ich reichte ihr das Glas. Mit zitternden Fingern nahm sie es entgegen.

Ich blieb noch einige Minuten bei ihr. Sie rief auch ihren Mann an und bat ihn, nach Hause zu kommen.

Dann verabschiedete ich mich endgültig. Draußen saugte ich die kälter gewordene Luft in die Lungen. Wir hatten Ende März. Am Himmel türmten sich dicke, graue Wolken. Es roch nach Schnee. Von den Bergen her fiel ein steifer Nordwestwind in den Ort ein. Ich stellte meinen Mantelkragen hoch.

Der Name Riley schien mir eine heiße Spur zu sein. Er lebte allein, seine Vorfahren hatten sich damals gegen den Henker gestellt. Einer war umgekommen. Stellte sich nur die Frage, welchen Grund Riley haben konnte, dem schwarzen Henker zu helfen?

Ich würde es bald erfahren.

Leider mußte ich meinen Besuch noch aufschieben, denn Konstabler Archer stoppte mit seinem Streifenwagen neben mir. Er beugte sich aus dem Seitenfester. »Ich habe Sie überall gesucht, Sir!«

»Was gibt es denn?«

»Inspektor Harris von der Mordkommission möchte Sie sprechen. Er sagt, es sei dringend.«

Ich dachte nach. Von dem Verdacht gegen Riley wußten nur Mrs. O'Casey und ich. Die Frau würde sich hüten, den Mann zu warnen. Folglich konnte ich mir mit einem Besuch bei ihm noch etwas Zeit lassen. Er lief mir nicht weg.

Der Konstabler öffnete die Tür. »Steigen Sie ein, Sir«, sagte er.

Ich tat ihm den Gefallen. Und das war einer meiner größten Fehler.

***

Glenda Perkins musterte kritisch den Rock mit dem Schottenmuster. Mit beiden Händen hielt sie ihn hoch.

»Ein ausgezeichneter Stoff«, sagte die junge sommersprossige Verkäuferin. »Sie werden begeistert sein, Miß.«

Glenda runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht recht. Und über den Preis bin ich auch nicht begeistert.«

»Aber das ist eine ausgezeichnete Qualität. Nicht das, was Sie in den billigen Läden bekommen. Hier ist noch alles echt. Reine Wolle. Wir geben uns Mühe.«

Die Verkäuferin versuchte, Glenda die Vorzüge des Rocks schmackhaft zu machen. Meine Sekretärin befand sich in einem kleinen Geschäft, das ausschließlich Damenmode verkaufte. Und diese speziell auf die Landschaft zugeschnitten Röcke und Pullover aus dickem, guten Material, feste Mäntel sowie Kopftücher und Schals. »Ich ziehe ihn mal über«, sagte Glenda Perkins schließlich.

»Sehr gern, Miß.«

Die Verkäuferin ging vor und zog den dunkelgrünen Vorhang der kleinen Umkleidekabine zur Seite. Dann ließ sie Glenda allein.

Der Mann draußen vor dem Geschäft hatte alles genau beobachtet. Ihm war nicht die kleinste Bewegung der jungen Frau entgangen. Seit sie ihr Hotel verlassen hatte, ließ er sie nicht aus den Augen.

Der Mann war ziemlich unauffällig, sah man davon ab, daß er breite Schultern besaß. Er hatte kräftige Hände, ein etwas grobknochiges Gesicht, schwarze Haare, die in die Stirn hingen und dunkle Augen. Er trug eine Schafsfelljacke, eine Cordhose und halbhohe Stiefel. Die Hände hatte er in den Taschen der Jacke vergraben. Er stand so vor dem Schaufenster, daß er zwar in das Innere des Geschäfts sehen konnte, er selbst aber nicht entdeckt wurde. Dazu war der Winkel einfach zu spitz.

Glenda Perkins verließ die Umkleidekabine Ihrem Gesicht konnte die Verkäuferin entnehmen, wie sich die Kundin entschlossen hatte.

»Ich nehme den Rock«, sagte Glenda.

Die Verkäuferin lächelte. »Habe ich doch gleich gesagt, daß Ihnen der Rock stehen wird.«

»Er macht seltsamerweise auch nicht dick«, erklärte Glenda.

Die Verkäuferin lachte. »Nein, daß tut er nicht.« Sie nahm Glenda den Rock ab und ging damit zur Kasse. Glenda zahlte, bekam für die Ware eine Tragetüte und verließ das Geschäft. Die Verkäuferin hielt ihr noch die Tür auf. »Beehren Sie uns bald wieder, Miß.«

»Vielleicht.« Glenda lächelte.

Kalt kam es ihr draußen vor. Kalt und windig. Glenda stellte den Kragen ihres Mantels hoch, wandte sich nach links und schlenderte die Hauptstraße entlang.

Der Verfolger blieb ihr auf den Fersen.

Und Glenda merkte nichts.

Sie ging gern durch kleinere Städte, sah sich die Geschäfte, Cafés und Restaurants an. Auch die Menschen interessierten sie. Die Schotten waren urwüchsiger als die Südengländer, sie wirkten auf Glenda auch verschlossener, aber keineswegs unfreundlich.

Und doch spürte Glenda, daß in dem Ort nicht alles stimmte. Sie konnte sich das Gefühl auch einbilden, doch instinktiv nahm sie die finstere Drohung wahr, die über der Stadt lag. Die Einwohner wußten, was geschehen war, und sie hatten Angst, das sah Glenda.

Auch der fremde Kastenwagen fiel ihr auf. Das Nummernschild stammte aus Dundee. Glenda arbeitete bei der Polizei, und sie wußte, wie ein Einsatzwagen der Mordkommissinn aussah. Davor fuhr ein grauer Austin. Er war mit drei Männern besetzt.

Die Mordkommission rückte an.

Aber wer war umgebracht worden?

Glenda blieb stehen. Über ihren Rücken rieselte eine Gänsehaut. Sollte der unheimliche Henker wieder zugeschlagen haben? Aber am hellichten Tag? Unmöglich…

Glenda biß sich auf die Lippen. Sie dachte daran, was John ihr gesagt hatte. Er wollte einen Besuch beim Pfarrer machen. War der Geistliche etwa…

Glenda wagte gar nicht, den Gedanken zu Ende zu führen. Einen Pfarrer umzubringen, das erschien ihr unmöglich.

Und doch blieben Zweifel.

Sie ging weiter. Langsamer als vorher.

Glenda spielte mit dem Gedanken, sich plötzlich nicht mehr sicher, sehnte sich nach der Wärme und dem Schutz des Hotels.

Der Verfolger hatte aufgeholt.

Drei Schritte stand er hinter ihr, tat so, als wollte er über die Straße gehen und blickte sie von der Seite her aus den Augenwinkeln an.

Glendas Blicke glitten über die Hausfassaden der gegenüberliegenden Straßenseite. Sie sah auch die schmale Seitengasse und das Schild, das mit einem geknickten Pfeil auf die Gasse hinwies.

›Korbwaren! Besondere Souvenirs!‹, stand darauf zu lesen Glenda schwärmte für Körbe und Taschen aus geflochtenen Weiden. Sie besaß Einkaufstaschen und Blumenübertöpfe aus diesem Material und sie überlegte nicht mehr lange, sondern überquerte die Straße.

Der Verfolger machte ihr es nach.

Gleichzeitig mit Glenda erreichte er die andere Seite und tauchte wenig später hinter ihr in die schmale Gasse ein.

Besser konnte es für ihn gar nicht laufen.

Eng standen die Häuser beieinander. Alte, einstöckige Bauten mit schmalen Fassaden, kleinen Fenstern und fingerdicken Rissen in den Mauern.

Auch das Korbgeschäft lag in einem der Häuser. Es besaß ein Schaufenster, und das war vollgestopft mit den Dingen, die Glenda Perkins liebte.

Sie blieb vor dem Fenster stehen.

Im Laden war es ziemlich dunkel. Nur undeutlich konnte sie einen Verkäufer erkennen. Kunden schienen nicht im Geschäft zu sein, wenigstens sah Glenda keinen. Ihr kam die Sache nicht geheuer vor. Die enge Gasse, das Geschäft ohne Käufer… Plötzlich stand ein Mann neben ihr.

Glenda wandte den Kopf nach rechts.

Sie erschrak. Der Ausdruck in den Augen des Mannes sagte ihr genug. Dieser Kerl wollte etwas von ihr.

Plötzlich packte er ihren Arm, und ehe Glenda sich noch versah, hielt er ein Messer in der Hand. Blitzschnell drückte er die Klinge gegen ihren Hals.

»Wenn du schreist, steche ich zu!« zischte der Kerl.

Glenda begann zu zittern. »Was… was wollen Sie von mir, Mister? Ich… ich habe kein Geld…«

Der Mann lachte nur. »Ich will nicht dein Geld, sondern dich. Und ich bluffe auch nicht. Ich habe den Pfarrer erstochen und werde auch nicht zögern, dich zur Hölle zu schicken.«

Glenda erschrak bis ins Mark. Die Wagen der Mordkommission! Sie hatte sich also nicht getäuscht. Der Mann hatte den Pfarrer umgebracht.

Und John Sinclair?

Ihre Gedanken wurden durch die zischende Stimme des Kerls unterbrochen. »Du gehst jetzt vor, als wäre nichts gewesen. Wenn man uns sieht, müssen die Leute meinen, wir wären ein Paar.« Er kicherte. »Falls man uns sieht.«

Mit steifen Schritten setzte sich Glenda Perkins in Bewegung. Menschenleer war die Gasse. Hilfe war von niemandem zu erwarten.

»Wer… wer sind Sie?« fragte Glenda mit spröder Stimme.

»Ich heiße Riley. James Riley«, erwiderte der Mann. »Merk dir den Namen gut, denn ich bringe dich zu ihm.«

»Zu wem?«

»Zu Moro, dem Henker!« lautete die Antwort. »Er wartet auf dich, mein Täubchen. Sein Beil ist schon geschärft. Erst wirst du drankommen, und dann ist dein Freund an der Reihe.«

»Er ist nicht mein Freund.«

»Aber ein Feind des Henkers.«

Glenda sagte nichts mehr. Obwohl sie vor Angst fast verging, hielt sie sich außerordentlich tapfer.

Die Gasse war nicht sehr lang. Rasch hatten sie das Ende erreicht. Glenda sah einige Gehöfte und baufällige Schuppen. Flint dirigierte seine Gefangene über einen schlammigen Lehmweg. Er führte zwischen zwei Ställen hindurch. Aus einem Stall drang das Blöken von Schafen.

Der Himmel hatte sich zugezogen. Die schweren Wolken trieben auf den Ort zu. Sie hingen tief, hüllten die Spitzen der Berge in einen grauen Schleier. Die Luft drückte. Aus den Wolken trieben lange Nebelschleier der Erde entgegen.

Schon tanzten die ersten weißen Flocken hernieder. Die kühlen Tropfen berührten Glendas Gesicht und zerschmolzen. Innerhalb von Sekunden wurde der Schneefall stärker. Eine wirbelnde Wand tanzte über das Land. Im Nu verschwammen die Konturen der Gebäude im Flockengestöber.

James Riley blieb immer dicht hinter seinem Opfer. Nach wie vor drückte er die Klinge gegen Ihren Hals. Die Chance zu entkommen, war für Glenda gleich Null. Sie gingen über freies Feld, wandten sich dann wieder nach rechts und erreichten die ersten Häuser. Nur undeutlich schälten sich die Umrisse aus dem tanzenden weißen Wirbel.

Ihnen war niemand begegnet. Bei diesem Wetter zogen sich die Menschen in ihre Häuser zurück. Glenda kam es vor, als hätte sich alles gegen sie verschworen.

Dicht an ihrem rechten Ohr strich der heiße Atem des Mannes vorbei. Hin und wieder umfaßte er mit seiner freien Hand ihren linken Arm. Sie spürte den Druck der Finger durch den Stoff ihres Mantels.

Glenda bekam einen Vorgeschmack von der Kraft dieses Kerls zu spüren. Er würde kein Erbarmen kennen, das war sicher. Wer mit dem Henker paktierte, war um keinen Deut besser.

»Wir sind bald da, Süße!« flüsterte er. »Nicht mehr lange, und du wirst ihn sehen.« Glenda gab darauf keine Antwort. Mit jedem Schritt den sie machte, schwand die Hoffnung mehr.

Plötzlich blieb Riley stehen. Dann drückte er Glenda blitzschnell zur Seite, in die Deckung eines Holzstoßes. Noch im gleichen Moment preßte er seine schwielige Pranke vor ihren Mund, unterdrückte damit jeden Laut.

Glenda sah den Grund. Sie entdeckte Kinder, die sich wie Geister aus dem Schneegestöber schoben, und hörte ihre hellen, lachenden Stimmen. In drei Yards Entfernung gingen die Kinder vorbei. Sie hatten Glenda und ihren Entführer nicht gesehen. Schon bald hatte die weiße Wand sie verschluckt.

James Riley wartete noch einige Sekunden ab und zog dann seine Hand zurück.

Tief saugte Glenda den Atem ein. Der Kerl hatte fest zugedrückt, ihr war schon schwindlig geworden.

Sie hörte das leise Lachen an ihrem Ohr. »Keine Chance, Süße. Komm, weiter!« Glenda stolperte los. Wie von selbst kamen die Tränen. Sie schluchzte auf. Riley bemerkte das Zucken ihres Rückens. Er lachte darüber. »Heul nur, es wird dir nichts nutzen.«

Das Messer hatte er ihr weggenommen. Er war sicher, daß Glenda keinen Fluchtversuch mehr unternehmen würde.

Dann erreichten sie ihr Ziel. Es war ein kleines Steinhaus, und soviel Glenda erkennen konnte, stand es ziemlich allein. Kein anderes Gebäude mehr in der Nähe. Der Schnee hatte schon eine handhohe weiße Schicht auf das Dach gelegt. Er klebte zwischen den Mauerritzen und lag auch auf den Fensterbänken.

James Riley holte einen Schlüssel aus der Tasche. Während er Glenda mit der linken Hand festhielt, werkelte er am Schloß der Haustür herum.

Und da versuchte es Glenda Perkins. Urplötzlich kam es über sie. Sie wollte einfach nicht mehr wehrlos diesem Scheusal ausgeliefert sein.

Sie drehte sich zur Seite und sprengte so den Griff.

Eine Sekunde war der Kerl konsterniert.

Da tauchte Glenda schon in das wirbelnde Flockengestöber.

»Hilfe!« gellte ihre sich überschlagende Stimme. »Hilfe! So helft mir…«

Sie rannte, lief so schnell sie ihre Füße trugen. Die Tasche mit dem Rock warf sie kurzerhand weg.

Doch auch James Riley war nicht von gestern. Sofort nahm er die Verfolgung auf. Er war hier zu Hause und kannte jeden Fußbreit Boden. Rasch, zu rasch für Glenda, holte er auf. Seine Schritte wurden immer länger. Er sah Glendas Umrisse, lachte schaurig auf.

Glenda hörte das Gelächter, rannte noch schneller, doch sie übersah das Brett auf dem Boden. In dem Schnee war es ohnehin schlecht zu erkennen.

Glenda Perkins rutschte mit dem rechten Fuß aus. Sie machte einen unfreiwilligen Spagat. Die Beine wurden ihr förmlich unter dem Körper weggerissen.

Glenda Perkins fiel hin.

Sie prallte auf den Rücken, der Hinterkopf knallte gegen das Brett und sie sah sekundenlang nichts als Sterne aufblitzen.

Dann war James Riley über ihr.

Er kam wie ein Tier aus der Nacht. Grausam, wuchtig. Glenda spürte den Druck seines Körpers. Sie schrie. Da klatschte eine schwielige Hand gegen ihre Wange. Der Schrei wurde zu einem Wimmern. Sie vernahm die flüsternde Stimme. Heiser und abgehackt wurden ihr die Worte entgegengeschleudert.

»Mach das nicht noch mal, sonst…« Riley ließ die weiteren Worte unausgesprochen, doch die Klinge in seiner Hand redete eine deutliche Sprache.

Steif blieb Glenda liegen.

Finger wühlten sich in den Stoff ihres Mantels. Glenda wurde hochgerissen, auf die Füße gestellt und durchgeschüttelt.

Es ging den Weg zurück. Diesmal jedoch blieb das Messer dicht vor ihrer Kehle kleben.

»Killen sollte man dich. Killen…«

Glenda bekam es mit der Angst zu tun. Der Kerl hinter ihr war nicht mehr normal. Er war ein Tier, ein…

Sie erreichten das Haus. Aufgeschlossen hatte James Riley schon. Er riß die Tür auf und stieß Glenda in das dahinter liegende Dunkel. Mit der rechten Schulter prallte sie gegen einen scharfkantigen Gegenstand. Sie krümmte sich vor Schmerzen James Riley schmetterte die Tür ins Schloß. »Bleib, wo du bist!«, vernahm Glenda seine Stimme aus dem Dunkel. »Ich mache Licht!«

Schweratmend blieb die junge Frau stehen. Sie hörte das Ratschen eines Zündholzes auf der Reibfläche, dann flackerte eine Kerze auf.

James hielt sie in der rechten Hand. Der Schein tanzte über sein Gesicht und ließ es noch dämonischer erscheinen, verzerrte es zu

einer Fratze.
»Für dich brauche ich kein elektrisches Licht«, flüsterte er. »Ich bringe dich sowieso in den Keller.«
Glenda konnte nicht sprechen. Sie spürte einen dicken Kloß in ihrer Kehle sitzen. Ängstlich blickte sie sich um. Sie befand sich in einem größeren Raum. Nur schwach sah sie die Umrisse einer Tür. An den Wänden hingen Gegenstände, die sie bei genauerem Hinsehen als Waffen identifizierte. Hieb- und Stichwaffen, aber auch Gewehre und Pistolen Riley mußte ein Waffennarr sein.
Er faßte wieder nach Glendas Arm. Hart zerrte er sie in die Mitte des Raumes. Das Kerzenlicht flackerte. Die kleine Flamme bog sich von einer Seite zur anderen, ließ die Gesichter der beiden Kontrahenten einmal im Dunkeln und leuchtete sie in der nächsten Sekunde wieder zuckend an.
Es war eine unheimliche Atmosphäre, die in dem Haus herrschte. Glenda glaubte, das Böse, das Unerklärliche direkt zu spüren, das zwischen den vier Wänden hockte und wie ein Alp drückte.
Das Messer hatte James Riley weggesteckt. Jetzt bückte er sich, zog einen alten, abgetretenen Teppich beiseite, und Glenda sah die Umrisse einer Falltür im Boden schimmern.
Ein eiserner Haken stand etwas hervor. Er war an einer Öse befestigt.
»Zieh die Tür hoch!« befahl Riley.
Glenda gehorchte. Sie bückte sich. Ihre Finger umschlossen das kalte, rostige Metall.
Quietschend wurde die Falltür in die Höhe gezogen. Dreck und Staub rieselten in eine dunkle, unergründliche Tiefe.
Riley leuchtete mit der Kerze, und Glenda sah die ersten Stufen einer Holztreppe. »Nimm die Kerze!«
Glenda nahm sie mit zitternden Fingern entgegen.
»Da hinunter!« befahl der Mann.
Glenda gehorchte. Sie hatte das Gefühl, ihre Knie waren aus Pudding, als sie die wurmstichige Treppe hinunter stieg. Hinter sich vernahm sie die Stimme des Verbrechers.
»Sie kommt, Moro. Sie kommt. So wie du es gewünscht hast!«
Glenda blieb stehen. Der Schreck saß wie ein großer Eiskristall in ihrem Körper. Dort unten im Keller lauerte der Henker. Er wartete auf das Opfer, wartete auf sie… Grausam…
»Weiter, geh weiter!«
»Neinnn…, ich will nicht sterben. Nein… nicht…«
Angst und Panik bemächtigten sich des jungen Mädchens. Sie machte sich steif, wollte sich herumwerfen, da traf sie ein harter Schlag in den Rücken.
Glenda wurde nach vorn katapultiert, verlor den Halt, übersah die Stufen und fiel. Sie rollte die Treppe hinunter, spürte die Kanten der

Stufen in ihrem Rücken, prellte sich die rechte Schulter, verlor die Kerze, die sofort erlöschte und blieb liegen.

Vor der Treppe und unverletzt.

Glenda hatte großes Glück gehabt.

Über ihr knallte James Riley die Falltür zu. Dunkelheit hüllte sie ein. Kein Fetzen Licht drang in den Keller.

Zwei, drei Sekunden blieb Glenda Perkins unbeweglich liegen. Plötzlich hörte sie ein gräßliches Stöhnen und Ächzen. Danach ein Scharren und Schleifen. Unheimliche Geräusche.

Glenda Perkins begann, vor Angst zu wimmern. Aus weit aufgerissenen Augen starrte sie in die Dunkelheit.

Dann sah sie einen goldenen Schimmer. Etwa dort, wo sich die Decke befinden mußte.

Tränen verwischten ihren Blick, ließen sie alles nur verschwommen sehen. Sie wischte sich über die Augen.

Ihr Blick wurde klarer.

Glenda richtete sich auf, kam auf die Knie und stützte sich mit beiden Händen ab.

Jetzt sah sie besser. Der goldene Schimmer hatte Konturen angenommen. Zu einem Totenschädel. Und der gehörte Moro, dem Henker.

***

Die Zigarre klebte Inspektor Harris im rechten Mundwinkel. Der speckige Hut war in den Nacken gerutscht und gab eine Stirnglatze frei. Zwei Augen musterten mich teils wachsam, teils spöttisch.

»Guten Tag«, grüßte ich.

Der Inspektor nahm nicht einmal seine Hände aus den Manteltaschen.

Ich lächelte. Noch. »Inspektor Harris, wenn ich mich nicht irre?«

»Sie irren nicht«, erwiderte er. Seine Männer sahen mich an. Auch in ihren Augen las ich, was sie von mir hielten.

Das ist ein Spinner!

»Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Yard-Beamter und komme aus London. Auf meine Veranlassung sind Sie gerufen worden.«

Harris nickte. »Das war auch nötig.« Er deutete auf den toten Pfarrer. »Ganz normaler Mord, wie?«

Ich gab ihm recht.

Er blieb weiter am Ball. »Und auch ohne übersinnliche Kräfte ist der Mord geschehen.«

»Möglich.« Ich trat näher und zeigte auf das Messer. Es lag auf dem Tisch in einer Plastikfolie. »Haben Sie die Waffe schon auf Prints untersucht?«

»Noch nicht. Aber Geister hinterlassen ja keine Fingerabdrücke«,

entgegnete Harris bissig.

Ich atmete tief ein. »Worauf wollen Sie eigentlich hinaus, Inspektor?«

Er grinste und steckte sich seine erloschene Zigarre an. »Ich habe von Ihnen einiges gehört, Herr Kollege. Sie scheinen ja einen ziemlichen Wirbel zu veranstalten. Von wegen Spuk, Geister und so, Mann, Sinclair, ich habe das Theater hier mitgemacht. Beim letzten Mord. Das ist ein Irrer und kein aus dem Grab Entstiegener. Schminken sie sich das endlich mal ab.«

»Wobei das eine das andere nicht ausschließt«, sagte ich.

Inspektor Harris paffte dicke Qualmwolken und starrte mich entgeistert an. »Sind Sie eigentlich noch normal, Kollege?«

Mir platzte langsam der Kragen. Ich hatte schon mit vielen Kollegen zu tun gehabt. Aber soviel Borniertheit und Arroganz war mir selten untergekommen.

»Inspektor Harris«, sagte ich förmlich. »Ich mache Sie nur ungern auf meine Sondervollmachten aufmerksam, aber in Ihrem Fall bleibt mir leider keine andere Wahl. Ich habe in diesem Fall die Oberleitung. Bitte, tun Sie Ihre Pflicht, Sie haben hier einen meiner Meinung nach stinknormalen Mordfall zu untersuchen.«

»Dann glauben Sie auch nicht an den Henker?«

»In diesem Fall nicht. Bei dem Mädchen war das etwas anderes. Ich sauge meine Vermutungen nicht aus der Luft. Ich war es, der den Henker gesehen und der mit ihm gekämpft hat. Leider ist er mir entkommen. Wir haben es hier mit einem Fall zu tun, bei dem menschliche Logik versagt. Das sollte Ihnen klar sein!«

Inspektor Harris war still geworden. Er hatte den Blick gesenkt. Auch von seinen Leuten sprach niemand ein Wort. Nur der Konstabler grinste. Anscheinend gönnte er Harris diesen kleinen Anschnauzer.

»All right, Kollege, ich gebe mich geschlagen. Lassen Sie Ihren Ausweis stecken. Auch ich bin nicht von gestern. Ich habe mich über Sie erkundigt. Sie sind einigen meiner Kollegen bekannt. Die Meinung über Sie ist allerdings geteilt.« Er wandte sich an seine Männer. »Macht weiter.«

Ich zog Harris zur Seite. »Können wir einen Augenblick ungestört reden?«

»Ja.«

Wir gingen ins Nebenzimmer. »Spielen wir mit offenen Karten«, sagte ich. »Der Henker ist eine Tatsache. Bekannt ist, daß er nur nachts existieren kann. Das heißt, er muß sich tagsüber versteckt halten.«

»In seinem Grab?«

»Nein, Kollege. Der Mord an dem Pfarrer beweist, daß der Henker unter den Einwohnern einen Komplizen hat.«

»Aber warum hat er den Geistlichen umgebracht?« wollte der Inspektor wissen.

»Er hat etwas geraubt. Und zwar die alten Kirchenchroniken, in denen die Geschichte des Jahres 1578 aufgeführt ist. Dort muß irgend etwas zu lesen sein, was für den Henker gefährlich werden kann. Deshalb der Mord an dem Pfarrer.« Inspektor Harris kratzte sich am Kopf. »Das ist mir ehrlich gesagt zu hoch.«

Ich hob die Schultern. »In der nächsten Nacht werden wir klarer sehen.«

Mein Blick fiel durch das Fenster. Es hatte zu schneien begonnen. Die Flocken fielen wie ein dichter Vorhang dem Boden entgegen und bedeckten ihn wie mit einem weißen Teppich. Ich konnte kaum die Mauern der Kirche ausmachen, so dicht fiel die weiße Pracht.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Harris gab mir Feuer. »Haben Sie einen Verdacht?« fragte er.

Durch die Nase stieß ich den ersten Rauch aus. »Der Konstabler hat mir die Geschichte erzählt, wie sie überliefert wurde. Vor vierhundert Jahren waren vier Personen an der Vernichtung des Henkers beteiligt. Ein gewisser Neil Cromwell, dann ein Mann namens Flint Riley und jemand, der O'Casey hieß. Außerdem noch der damalige Pfarrer. Die Nachkommen der Leute leben heute noch hier in Pitlochry. Der alte Cromwell ist tot, das wissen Sie.«

Harris nickte und meinte dann: »Ich habe die Leiche gesehen. Die Untersuchungen sind jedoch noch nicht abgeschlossen.«

»Gut«, fuhr ich fort. »Dann leben noch die O'Caseys. Sie besitzen eine kleine Pension. Und ein Mann mit dem Namen Riley. Er steht wie die O'Caseys ebenfalls auf der Liste des Henkers, falls der Unheimliche einen Rachefeldzug durchführt.«

»Und wer ist sein Helfer?« wollte der Inspektor wissen.

»Das weiß ich noch nicht.« Ich war ehrlich genug, dies einzugestehen. »Ich war allerdings auf dem Weg zu diesem Riley, als der Konstabler mich zur Umkehr bewog. Vielleicht kann Riley mir Auskunft geben.«

»Worüber?«

»Zum Beispiel wie ich den Henker besiegen kann.«

Der Inspektor hob die Schultern. »Ist das nicht ein Widerspruch? Sie sprachen vorhin davon, daß auch Rileys Vorfahren gegen diesen Henker gekämpft haben. Warum sollte er ausgerechnet mit dem Henker paktieren?«

»Davon habe ich kein Wort gesagt.«

Harris lächelte spitzbübisch. »Ich komme zwar nicht aus London, aber ich kann eins und eins zusammenzählen. Mir scheint, ich weiß, was in Ihrem Kopf vorgeht, Herr Kollege.«

»Dann können Sie mich ja begleiten.«

»Nein, das werde ich nicht. Ich habe hier meine Arbeit. Machen Sie die Ihre. Vielleicht treffen wir uns irgendwo.«

»Ja, vielleicht.« Ich verabschiedete mich von meinem Kollegen. Überzeugt schien ich ihn nicht zu haben. Ich hatte ihn aber so weit bekommen, daß er mir keine Knüppel zwischen die Beine warf.

Und das wertete ich auch als einen Erfolg.

***

Alpträume wurden für Glenda Perkins Wirklichkeit. Was sie in dem Verlies erlebte, hatte sie hin und wieder in grauenhaften Traumnächten durchgemacht.

Allein mit einem Monster, einer Bestie. Und wehrlos.

Moro kam näher. Glenda hörte die Schritte. Das Gleiten über den rauhen Boden. Sand und Dreck knirschten unter den Schuhen des Henkers. Der goldene Schädel hinter der Kapuze schimmerte Glenda entgegen, wurde größer.

Sie kroch weg, auf allen vieren. Dabei hielt sie eine Hand ausgestreckt. Es war eine sinnlose Gebärde, als könne sie den Vormarsch des schwarzen Henkers damit stoppen.

Dann spürte sie die verschlossene Tür in ihrem Rücken.

Aus! Vorbei! Der Fluchtweg war abgeschnitten.

Glenda begann zu weinen. Angst und Panik trieben die Tränen in ihre Augen. Für sie war der schwarze Henker das personifizierte Grauen.

Dicht vor ihr blieb er stehen.

Glenda hob den Kopf. Sie sah die goldene Gürtelschnalle, blickte genauer hin und erkannte schwach den in das Metall eingravierten Teufelskopf.

Er sah so aus, wie der Satan in alten Stichen und Bildern nachgeahmt worden war. Zwei Hörner, ein Ziegenschädel, eng beieinander stehende Augen mit einem selbst hier zu sehenden grausamen Ausdruck.

Glenda zitterte wie Espenlaub. Ihr Gesicht glühte. Rasend schnell schlug das Herz. Sie bekam kaum noch Luft. Ein Kloß schien in ihrer Kehle zu sitzen.

Jeden Augenblick erwartete sie den tödlichen Hieb. Sie glaubte schon, das Pfeifen der Klinge zu vernehmen, und in einer wilden Reaktion, schrie sie all ihre Not und Pein heraus.

»Ich will nicht sterben! Ich will nicht sterben…!« Dann brach sie zusammen. Glenda geriet in einen Zustand zwischen Bewußtlosigkeit und Wachsein. Die nächsten Ereignisse bekam sie kaum mit.

Selbst als sie die Hand an ihrer Schulter spürte, reagierte sie nicht. Mit spielerischer Leichtigkeit zog der schwarze Henker sie hoch!

»Wer bist du?« vernahm Glenda eine tiefe Stimme, die direkt aus der Hölle zu kommen schien.

Das Mädchen gab keine Antwort. Sie war einfach nicht fähig dazu.

Die Todesangst machte es ihr unmöglich, auch nur ein Wort herauszubekommen. »Ich will wissen, wer du bist?« Glenda riß sich zusammen. Und plötzlich formten ihre Lippen ein Wort. »John!«, hauchte sie »John… hilf mir…«

Dicht vor ihren Augen sah sie den schimmernden Totenschädel. Der dunkle, aber durchsichtige Kapuzenstoff bewegte sich fließend hin und her. Glenda nahm den Modergeruch wahr, der von dieser unheimlichen Gestalt ausging.

Moder und Grab – es paßte zusammen.

»John, wer ist John?« dröhnte es ihr entgegen.

Trotz ihrer Angst begriff Glenda, daß es ein Fehler gewesen war, meinen Namen zu nennen. Sie versuchte auch abzuschwächen. »Ein Freund«, flüsterte sie. »Mein Freund… ich…«

»Lüg nicht! Ist es der, mit dem ich in der Nacht gekämpft habe? Dieser Wicht, der sich einbildete, mich besiegen zu können?«

»Ja, ich…«

»Dann töte ich euch beide!« schrie er. »Erst ihn und dann dich…«

***

An der Tür holte Konstabler Archer mich ein. Er faßte mich am Arm und machte ein verschwörerisches Gesicht. »Nehmen Sie mich mit, Sir, hier bin ich sowieso überflüssig.« Er deutete mit dem Daumen über die Schulter »Die Typen sind mir zu arrogant.«

Ich schaute in die wirbelnden Flocken und war einverstanden. »Okay, Konstabler, Sie kennen sich hier aus. Dann können Sie mich auch direkt zu diesem Riley hinführen. Beeilen wir uns. Ich habe schon zuviel Zeit verloren.«

Das war nicht einmal gelogen. Ich wollte noch vor Einbruch der Nacht wissen, wie ich den verfluchten Henker besiegen konnte. Und die Dunkelheit würde bald kommen. Schon jetzt war der Nachmittag vorbei.

Am Himmel türmten sich graue Wolkenberge. In unzähligen Flocken wirbelte der Schnee auf die Erde nieder. Auf der Straße taute er noch weg. Die Reifen der fahrenden Wagen hatten bereits dunkle Streifen durch den Schnee gezogen. Doch diese wurden rasch wieder zugeweht.

Ich stellte den Mantelkragen hoch. Konstabler Archer lief bereits zu seinem Dienstwagen. »Bis vor das Haus können wir nicht fahren«, erklärte er, als ich einstieg. »James Riley wohnt verdammt abgelegen.«

Ich schloß die Tür. »Was ist Riley eigentlich für ein Typ. Sie haben doch bestimmt schon öfter mit ihm gesprochen.«

Der Konstabler schüttelte den Kopf, steckte den Zündschlüssel ins Schloß, drehte ihn herum, knipste die Scheinwerfer an und lachte. »Gesprochen habe ich kaum mit ihm. Ebenso wenig wie die anderen

im Dorf. Er lebt hier, das ist alles.«

»Dann hat er keinen Kontakt?«

Archer lenkte den Wagen vom Straßenrand weg. »Nein, soviel ich weiß nicht. Riley ist ein Einzelgänger.«

Ich zündete mir eine Zigarette an. Der Schnee auf meinem Mantel war geschmolzen. Wie Öltropfen lagen die Wasserperlen auf dem imprägnierten Stoff. Aus den Wolken rieselte es weiter. Ununterbrochen, als stünde eine Weltmeisterschaft im Schneefall bevor. Ein scheußliches Wetter.

Archer fuhr Schrittempo. Die Räder mahlten durch den Matsch. Der Konstabler mußte jede Kurve behutsam angehen. Auch mit dem Bremspedal ging er vorsichtig um.

»Das Wetter sind wir hier gewohnt«, meinte er. »Gut, daß ich die Winterreifen noch nicht abmontiert habe. Als hätte ich es geahnt. Schneit es in London auch noch?«

»Nein.« Ich drückte die Zigarette aus.

»Riley ist übrigens ein Waffennarr«, sagte der Konstabler plötzlich.

»Sammler?«

Archer nickte. »Auch das. Aber soviel ich weiß, besitzt er auch moderne Waffen. Militärgewehre und Revolver. Sogar Maschinenpistolen soll er haben.«

»Und alle Waffen sind funktionstüchtig?«

»Möglich.«

»Gut, daß Sie mir davon erzählt haben«, bemerkte ich.

»Wieso? Meinen sie, daß Riley auf uns schießen wird?«

»Ausschließen kann man so etwas nie.«

Der Konstabler warf mir einen raschen Blick zu »Sie halten Riley für verdächtig, wie? Glauben Sie wirklich, daß er der Komplize des Henkers ist?«

»Nicht mehr oder weniger als jeder andere auch.«

»Weshalb dann die genauen Fragen?«

»Ich mache mir eben gern ein Bild von dem Menschen, dem ich bald gegenüberstehen werde.«

»Auch eine Art«, gab Archer zu.

Wir hatten das Zentrum des Ortes verlassen. Über schmale Nebenstraßen steuerten wir dem Ziel entgegen. Randsteine und Bürgersteige waren kaum noch, zu erkennen. Der Schnee hatte sie mit seiner weißen Schicht verborgen.

Menschen waren nur wenige auf der Straße zu sehen. Bei diesem Hundewetter verbog sich jeder in seine Wohnung. Wer jetzt draußen herumlief, war selbst schuld. Wie wir.

Und dann ging es nicht mehr weiter. Ich sah den Grund auch nicht, denn vor der Frontscheibe befand sich eine weiße Schneewand. Schräg klatschten die Flocken gegen die Scheibe. Da der Konstabler

die Wischer abgestellt hatte, konnte ich schon bald nichts mehr erkennen.

»Wohnt Riley hier?« fragte ich.

»In der Nähe. Aber wir können nicht weiter. Hier ist der Weg zu Ende. Und bei dem verdammten Schnee kann man kaum etwas sehen. Ich möchte nicht riskieren, irgendwo steckenzubleiben.«

Archers Argument war einleuchtend.

Wir stiegen aus.

Sofort klatschten mir die nassen, schweren Flocken ins Gesicht. Es war Pappschnee. Ein Zeug, das rasch liegenblieb, aber auch schnell wieder wegtaute.

Konstabler Archer ging um die Haube herum. »Kommen Sie, Sir. Ich gehe vor.« Das paßte mir sehr in den Kram. Dieser Konstabler war ein kooperativer Mann. Ich beschloß, ihn in meinem Abschlußbericht lobend zu erwähnen.

Falls es zu einem Bericht überhaupt kommen sollte.

Meine Gedanken beschäftigten sich mit dem Henker. Ich verstand dieses sinnlose Dahinmorden nicht. Rache ist für mich kein Motiv. Aber wann hatten die Kräfte der Hölle schon einmal menschliche Moral mit in die Rechnung gestellt. Nie. Sie hielten sich an andere Gesetze. An die Vernichtung, an das Chaos, an den Schrecken. Für mich unbegreiflich, doch die Mächte der Finsternis fanden immer wieder Helfer, die sich auf ihre Seite ziehen ließ. Geld, Macht, Reichtum – damit lockten sie. Und es gab genügend Dumme, die darauf hereinfielen. Wenn ihnen jedoch, die Rechnung präsentiert wurde, war es zu spät. Da hatte der Teufel ihre Seele bereits in den Klauen.

Gebückt stapfte der Konstabler vor mir durch den Schnee. Seine Füße hinterließen tiefe Spuren, in die ich hinein trat.

Archers Gestalt konnte ich nur in Umrissen wahrnehmen, hörte aber hin und wieder seine Flüche.

Aus dem Schneetreiben schälten sich die Umrisse einiger Ställe und Schuppen. Der Wind heulte um das brüchige Gebälk, fing sich an den Ecken und rappelte an alten Fensterläden. Kniehoch lag die dicke weiße Schicht auf den Dächern der Bauten.

Ich hatte beide Hände in den Manteltaschen vergraben und stemmte mich gegen den Wind und die Flockenwand an. Beinahe wäre ich vor den Konstabler gelaufen, denn er war plötzlich stehengeblieben.

»Da, halbrechts, das Haus, das ist es!«

Ich nickte. Das Haus sah stabiler aus, als die anderen Bauten. Als wir näher kamen, konnte ich feststellen, daß es aus Stein gebaut war.

»Schon uralt, die Kate«, brummte der Konstabler.

Wir gingen auf die Tür zu.

Das Dach stand hier an der Schmalseite etwas vor, bildete einen

geringen Schutz gegen die Schneemengen.

Plötzlich wurde etwas vom Wind gegen meine Füße geweht. Vielleicht war ich auch dagegen gestoßen, ich wußte es nicht. Ich bückte mich und bekam eine Tüte zu fassen.

Der Konstabler fragte erstaunt: »Was machen Sie denn da, Herr Oberinspektor?«

Ich klopfte den Schnee von der Tüte und konnte die Aufschrift erkennen. ›Highland Boutique‹, las ich.

Ich hielt die Tüte hoch. »Können Sie sich erklären, Konstabler, wie eine Türe aus der Highland Boutique hierher kommt?«

Archer schüttelte den Kopf.

Ich klappte meinen Fund auseinander und holte einen Schottenrock hervor. »Der ist für eine Frau«, sagte Archer. »Unsere Männerröcke sehen anders aus.«

Ich vernahm seine Stimme wohl, aber kam jedoch nicht mit, was er genau sagte. Meine Gedanken irrten in eine völlig andere Richtung. Ich wurde an Glenda Perkins erinnert. Soviel ich wußte, hatte sie vorgehabt, in Pitlochry einkaufen zu gehen. Ich kannte zwar ihre Wünsche und ihren Geschmack nicht, konnte mir aber vorstellen, daß sie sich einen Rock gekauft hatte. Und jetzt fand ich die Tüte vor James Rileys Haus.

Hirngespinste? Zufall? Oder sollte sich Glenda Perkins in Rileys Gewalt befinden? Der letzte Gedanke stimmte mich verdammt nachdenklich. Ich roch förmlich die Gefahr, die auf uns lauerte.

»Was ist denn, Sir?«

Ich sagte dem Konstabler nichts von meinem Verdacht. Er sollte Riley unvorbelastet gegenübertreten.

»Alles okay«, erwiderte ich und ließ die Tüte fallen.

»Na also.« Konstabler Archer stapfte schon wieder auf das Haus zu. Nach drei Sehritten erreichte er die Tür. Ich blieb schräg hinter ihm stehen. Eine alte Angewohnheit, die man uns in der Polizeischule eingehämmert hat.

Eine Klingel gab es nicht. Archer klopfte auch nicht an, sondern hämmerte mit der Faust gegen die Bohlen.

Dazu schrie er gegen das Heulen des Windes an. »Mach auf, Riley! Wir haben mit dir zu reden. Hier ist Konstabler Archer.« Er wollte auch meinen Namen rufen, doch ich schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab.

Drinnen rührte sich nichts. Wenigstens konnten wir nichts hören.

»Versuchen Sie's noch mal!« sagte ich.

Wieder hämmerte Archer gegen das Holz.

Und dann hörten wir die Stimme. Sie klang rauh und haßerfüllt. »Haut ab, da draußen. Ich will keinen sehen!«

Archer holte tief Luft. »Mensch Riley, sei vernünftig Wir wollen dir

nur ein paar Fragen stellen.«
»Ich will keinen sehen.«
»Dann brechen wir die Tür auf, verdammt.«
Lachen.
»Ich sehe an der Seite nach«, sagte ich und hatte mich schon abgewandt, als die Handlung eine dramatische Wende nahm.
Im Haus peitschte ein Schuß auf. Es hörte sich an wie ein dumpfes Donnern. Den nächsten Vorgang sah ich wie in einem Zeitlupenfilm. Trotzdem war es zu Spät, noch rettend einzugreifen.
Knapp über Brusthöhe zersplitterte das Holz der Tür. Wuchtig durchschlug das schwere Geschoß die Planken und traf den Konstabler in die linke Schulter.
Mit einem Schmerzensschrei fiel Archer zu Boden. Er preßte seine rechte Hand gegen die getroffene Stelle. Stoff und Muskeln waren zerrissen. Blut strömte aus der Wunde und färbte den Schnee rot. Weit hatte Archer die Augen aufgerissen. Sein Gesicht war blutleer.
Ich warf mich zu Boden und robbte zu ihm.
»Hoffentlich habe ich dich getroffen, du Dreckskerl!« brüllte Riley aus dem Innern des Hauses.
Ich zog den Konstabler in Deckung. Legte ihn dicht neben die Hauswand, in den toten Winkel.
»Dieser Verbrecher!« flüsterte Archer. »O verdammt, schießt einfach ohne…«
»Reden Sie jetzt nicht«, sagte ich. Mein sauberes Taschentuch hielt ich bereits in der Hand und legte einen Notverband um die Wunde.
»Ich schaffe Sie zum Wagen, Konstabler.«
Archer schüttelte den Kopf. »Nein, Sir. Die Verletzung bringt mich nicht um. Ich war im Krieg und habe öfter was abgekriegt. Kümmern Sie sich um Riley, sonst ist er weg.«
Ich dachte rasch nach. Archer hatte recht. Die Verletzung war wirklich nicht lebensgefährlich. Außerdem hatte ihn die Kugel nicht voll getroffen, sondern nur gestreift. Aber bei dem Kaliber war auch eine Streifschußwunde eine nicht ungefährliche Verletzung.
Mit dem rechten Arm drängte Archer mich fort. »Packen sie ihn, Sir. Los doch!«
Im Haus hörte ich Riley wieder schreien. »Seid ihr endlich weg, ihr Dreckskerle?«
Ich verhielt mich ruhig. Daß ich nicht durch die Vordertür kommen konnte, war klar. Folglich mußte ich es von der anderen Seite versuchen. Ich schlich an die Seitenwand des Hauses. Sofort packte mich der Wind. Er hob Schnee vom Boden hoch und wirbelte ihn mir ins Gesicht.
Mit der Hand wischte ich mir über Nase, Mund und Augen. Dicht an der Wand entlang lief ich weiter. Dann sah ich das Fenster, oder

vielmehr die Kante der Fensterbank. Ich ging in die Hocke und blieb in dieser Haltung unter dem Fenster. Es war nicht sehr hoch. Wenn ich mich hinstellte, konnte ich bequem durch die Scheibe sehen.

Ich zog meine Beretta. Waffenlos würde ich diesem Riley nicht gegenübertreten. Über mir heulte der Wind in den Dachsparren und blies die weißen Kristalle wie Staubzucker vor sich her.

Ich richtete mich auf. Vorsichtig und jeden Augenblick darauf bedacht, wieder in Deckung zu tauchen.

Die Fensterbank rückte näher, kam in mein Blickfeld. Handbreit hoch lag dort der Schnee.

Erkennen konnte ich durch die Scheibe kaum etwas. Aber im letzten Augenblick sah ich die schattenhafte Bewegung im Innern des Hauses.

Sofort ließ ich mich fallen.

Keine Sekunde zu früh.

Ich hörte den Schuß, vermeinte auch das Aufblitzen des Mündungsfeuers zu sehen und dann zersplitterte über mir die Fensterscheibe. Scherben regneten auf mich hernieder, glitten über meinen Mantel und fielen in den Schnee.

Die Kugel fauchte über mir hinweg. Gleichzeitig hörte ich einen Fluch und sah den Lauf des Gewehres über mir. Der Kerl wollte sich aus dem Fenster beugen und sehen, ob er mit seinem Schuß Erfolg gehabt hatte.

Ich schnellte hoch. Packte blitzschnell zu und bekam den Lauf der Waffe richtig zu fassen.

Riley wurde überrascht. Mit einem Ruck riß ich ihm das Gewehr aus den Händen und schleuderte es weg.

Dabei war ich zwangsläufig etwas in die Höhe gekommen. Riley reagierte mit einer wahren Besessenheit. Er drasch mir beide Fäuste ins Gesicht, traf mich am Kinn und am rechten Ohr.

Ich spürte die Schmerzen, doch es gelang mir, den Fensterrahmen mit beiden Händen zu packen. Während ich mich hochzog, kassierte ich den dritten Schlag. Meine Unterlippe platzte auf, ich schmeckte das Blut. Sofort warf ich die Beine hoch und stieß James Riley mit Schwung den Kopf in die Magengrube.

Es war ein harter Stoß, der Riley zurück in das Zimmer schleuderte. Ein Tisch hielt ihn auf.

Ich ließ mich in den Raum hineinfallen, kam mit der Schulter auf, rollte mich ab und stand.

Schon griff Riley wieder an. Er landete bei mir zwei Körpertreffer, einem weiteren nahm ich durch Zurückweichen die Wucht und konterte selbst.

Riley flog durch den halben Raum. Er war mir in den Schlag hineingelaufen. Mit der Frontseite prallte er gegen eine Wand, doch noch im Fallen riß er einen dort hangenden Säbel herunter. Er

schleuderte ihn aus der Drehung. Diesen Trick beherrschte nur ein Könner.

Blitzschnell steppte ich zur Seite. Der Säbel wuchtete an mir vorbei und blieb witternd mit der Spitze in einem Schrank stecken.

Als ich durch das Fenster kletterte, hatte ich die Beretta hastig in die Manteltasche geschoben. Jetzt zog ich die Waffe blitzschnell wieder hervor.

»Keine Dummheiten mehr, Riley. Der Spaß ist beendet!«

Ich ging auf ihn zu. Im Raum brannte nur eine trübe Wandleuchte. Das Licht reichte nicht einmal aus, um die Hälfte des Zimmers auszuleuchten. Drei der vier Ecken lagen im Dunkeln.

Und in der vierten hockte James Riley, Die rechte Augenbraue war aufgeplatzt. Das Blut sickerte wie ein kleiner roter Faden über sein verzerrtes Gesicht.

Ich ließ ihn in die Mündung der Beretta sehen. »Sie haben sich Ihre Verletzungen selbst zuzuschreiben«, sagte ich.

»Geh zum Teufel!« fauchte er mich an.

»Nach Ihnen, Mister.« Ich gab mich zwar etwas lässig, doch wohl fühlte ich mich nicht gerade. Die Schläge hatten mich hart getroffen. Mein Gesicht schwoll an. Zum Glück wackelten keine Zähne.

Mit der freien Hand deutete ich auf einen Stuhl. »Setzen Sie sich, Mr. Riley.«

»Nein!«

»Auch gut. Warum haben Sie auf Konstabler Archer geschossen? Hatten Sie etwas zu verbergen? Reden Sie, man schießt nicht ohne Grund.«

Er grinste plötzlich. »Ja, ich hatte einen Grund.«

»Und welchen?«

»Dir binde ich ihn nicht auf die Nase.«

»Wo hält sich der schwarze Henker verborgen?« schoß ich die nächste Frage ab. »Keine Ahnung.«

Am Ausdruck in seinen Augen erkannte ich, daß er log »Ich finde ihn doch«, erwiderte ich.

»Meinetwegen.«

Ich atmete tief ein. »Ich weiß sehr gut, Mr. Riley, wie Ihre Chancen stehen. Sie haben sich mit dem Henker zusammengetan. Es ist ein schlechter Bund, der sich nur für ihn lohnt, nicht für Sie. Der Henker wird Sie fallenlassen, wenn er Sie nicht mehr braucht. Glauben Sie mir, ich habe meine Erfahrungen. Warum paktieren Sie mit dieser Bestie? Hat er nicht einen Ihrer Vorfahren umgebracht? Sie müßten sein Todfeind sein, statt dessen paktieren Sie mit ihm und begehen sogar noch einen Mord.«

»Ich?«

»Ja, Sie. Der Pfarrer ist durch Ihre Mörderhand ums Leben

gekommen. Die Tat kann niemand mehr rückgängig machen, die müssen Sie mit Ihrem Gewissen in Einklang bringen. Aber Sie können Ihren guten Willen zeigen, wenn sie mir helfen, den Henker zu langen. Was stand in den Kirchenbüchern, die Sie gestohlen haben? Reden Sie, Mann. Welches Geheimnis bargen die Bücher?«

Riley schwieg.

»Soll ich sie mir erst holen? Ich weiß, daß sie hier im Haus versteckt sind. Man hat Sie gesehen, als Sie das Pfarrhaus verließen«, bluffte ich. »Es gibt keine Chance mehr!«

James Riley quälte sich auf die Füße. Ich ließ ihn gewähren. Er starrte mich an, hob die Schultern und schlurfte dann zu einem hohen, fast bis an die Decke reichenden Schrank.

Ich blieb ihm auf den Fersen, rechnete jeden Augenblick mit einem Trick.

Kurz bevor er den Schrank erreichte, drehte er sich um. »Okay, Mister, Sie haben mich überzeugt. Ja, ich habe den Pfarrer umgebracht, und ich habe auch die Bücher.«

»Sind Sie in dem Schrank?« fragte ich.

»Ja.«

»Dann schließen Sie vorsichtig auf.«

James Riley drehte den Schlüssel herum. Er wandte mir wieder den Rücken zu, und deshalb entging mir das Lächeln, das seine Mundwinkel kerbte.

Langsam zog er die Tür auf. Ich trat näher an ihn heran, konnte trotzdem nicht erkennen, was sich alles in dem Schrank befand.

Rileys Hände verschwanden im Innern. Ich hörte Papier knistern und dann sagte der Mann: »Hier sind die Sachen. Ich gebe…«

Riley wirbelte herum.

Im gleichen Atemzug flogen mir die Bücher entgegen. Instinktiv sprang ich zur Seite, trotzdem wurde ich von den schweren Gegenständen am Arm getroffen.

Doch Riley war noch nicht fertig. Einen Lidschlag später hielt er eine schwere Schrotflinte in der Hand, schwenkte die beiden Läufe herum und drückte ab…

***

Irgendwann gewöhnt sich der Mensch an jede Situation. Und sei sie auch noch so schlimm.

Glenda Perkins erging es nicht anders. Angst und Panik verflogen mit der Zeit und machten einer einschläfernden Apathie Platz.

Der Henker tat ihr nichts, Er hielt sich im Hintergrund des Verlieses auf, hockte dort am Boden. Nur manchmal, da stieß er grollende, fürchterlich anzuhörende Laute aus.

Glenda schreckte jedesmal hoch.

Sie hatte auch wieder beten gelernt.

Die Hände hielt sie gefaltet, ihre Lippen zuckten. Hin und wieder lauschte sie. Sie wußte, daß sich über der Falltür dieser Kerl befand, der sie auch in das Verließ geschleppt hatte. Von ihm hörte sie nichts. Nicht einmal Schritte.

Doch dann vernahm sie die Stimme des Mannes. Er schrie irgend etwas, was Glenda nicht verstand.

Sofort schreckte sie hoch. Auch der Henker stand dort.

Und dann hörte sie den Schuß.

Danach herrschte Stille.

Dann wieder die Stimme des Kerls.

Was war geschehen? Glenda spürte, wie die Angst zurückkehrte. Die Angst und das Grauen. Sollte John Sinclair etwa gekommen sein? Hatte er das Versteck gefunden? Aber der Schuß. Vielleicht war John getroffen worden. Vielleicht…

Ihre Gedanken wurden unterbrochen. Wieder peitschte ein Schuß auf, Glenda glaubte auch, das Splittern einer Scheibe gehört zu haben, doch sie war sich nicht sicher.

Sekundenlang geschah nichts. Nur der Henker stieß einen fauchenden Laut aus, der Glenda eine Gänsehaut über den Rücken laufen ließ.

Auf einmal hörte sie Stimmen. Zwei Männer unterhielten sich. Und sie konnte die Stimmen identifizieren.

Eine gehörte ihrem Entführer. Und die andere…

Ihr Herz überschlug fast einen Sprung. Himmel, das war John Sinclair, der dort sprach. Er hatte es tatsächlich geschafft, war gekommen, um sie zu retten.

Sie begann, vor Freude zu zittern.

Jäh wurden ihre Hoffnungen zerstört. Wieder donnerte ein Schuß auf. Diesmal jedoch lauter, explosionsartiger. Sie vernahm einen erstickten Ruf, ahnte, daß dort soeben etwas Grausames geschehen war und schrie gellend auf…

***

Der Schrotschießer brüllte. Fußlang stach die Flamme aus dem linken Lauf. Ich weiß heute noch nicht, wie ich es geschafft habe, mich zur Seite zu werfen. Auf jeden Fall verfehlte mich, der Hauptteil der Ladung. Die Schrotkörner streuten durch den Raum und zerstörten eine Fensterscheibe. Ein paar davon rissen den Stoff meines Mantels auf. An der Hüfte spürte ich ein scharfes Brennen.

Hart fiel ich zu Boden.

»Du Hund«, brüllte Riley, schwenkte die Waffe und wollte die zweite Ladung auf mich abfeuern.

Ich schoß.

Mußte es tun, um mein eigenes Leben zu retten.

Das Silbergeschoß – für Menschen ebenso gefährlich wie Bleimantelgeschosse – traf Riley in die Brust. Genau in dem Augenblick, als Riley zum zweiten Mal abdrückte. Die Ladung jagte in die Decke. Meine Kugel hatte ihn nach hinten geworfen und ihm dabei die Arme hochgerissen.

Handgroße Steinbrocken prasselten auf die Holzbohlen. Riley ließ seine mörderische Waffe fallen. Mit dem Rücken berührte er die offenstehende Schranktür und drückte sie ins Schloß. Schwer fiel er auf die Seite.

Dann lag er still.

Ich war mit zwei Schritten bei ihm. An meinem Oberschenkel fühlte ich es warm herunterrieseln.

Blut!

Doch der Schmerz, ließ sich ertragen. Zuerst einmal mußte ich mich um Riley kümmern.

Er war nicht tot. Noch nicht. Doch schon lag ein Schleier über seinem Blick. James Riley starrte mich an, als würde er mich nicht erkennen. Dicht über dem Herzen quoll das Blut aus der Schußwunde.

Ich faßte ihn an der Schulter und drehte ihn auf den Rücken.

»Riley, hören Sie mich!«

Er versuchte zu nicken. Seine Lippen bewegten sich.

Dicht legte ich mein Ohr an seinen Mund. »Riley, sie müssen sterben, es gibt keine Rettung mehr. Aber Sie können sich und mir noch einen Dienst erweisen. Sagen Sie mir, wo der Henker ist und wie ich ihn packen kann.«

James Riley röchelte. »Das Mädchen… Keller… und Henker…«

»Welches Mädchen?«

»Sie… zu Ihnen…«

Er sprach von Glenda. Meine Befürchtung war zur Gewißheit geworden. Glenda befand sich in den Klauen des Henkers.

»Lebt sie noch?«

»… weiß nicht…« Riley atmete röchelnd. Ich sah das Blut auf seinen Lippen und wußte, daß ihm nur noch wenige Sekunden blieben.

Doch noch hatte ich Fragen. »Wie kann ich den Henker töten? Wie? Riley, reden Sie!«

Pfeifend holte er Luft. Sein Gesicht verzerrte sich. Dick lag der Schweiß auf seiner Stirn. »Gürtel…«, keuchte er, »Gürtel… Schnalle… So steht es im Buch… Ich muß…«

»Was müssen Sie?«

»Ich…« Plötzlich bäumte sich James Riley auf. Sein Körper spannte sich dabei wie eine Feder Riley krümmte die Finger, als wolle er sich irgendwo festhalten. Umsonst. Schwer fiel er zurück. James Riley war tot.

Ich drückte ihm die Augen zu und stand langsam auf. Seine Worte klangen mir im Ohr nach. Was bedeuteten sie? Riley hatte von einem Keller gesprochen.

Meinte er damit den Keller dieses Hauses? Eine andere Möglichkeit konnte ich mir nicht vorstellen.

»Sinclair!«

Jemand rief meinen Namen. Von draußen. Rasch lief ich zum Fenster, beugte mich vor.

Konstabler Archer war um das Haus gekrochen. Er kniete im Schnee. Ich sah in sein verzerrtes Gesicht.

»Alles okay?« fragte er.

Ich nickte.

»Habe Hilfe geholt. Ein Kind ist vorbeigekommen. Habe ihm Bescheid gesagt. Sie werden bald hier sein. Was ist mit Riley?«

»Tot!«

»Haben Sie ihn erschossen?«

»Ja, es war Notwehr.«

»O verdammt, dann werden wir nie erfahren, was mit dem Henker los ist.«

»Doch, ich weiß Bescheid. Er muß im Keller dieses Hauses sein. Mit Glenda Perkins, meiner Sekretärin. Tun Sie mir einen Gefallen, Archer. Halten Sie die anderen zurück. Ich will nicht, daß jemand dieses Haus betritt. Verstanden?«

»Ja. Aber…«

»Kein aber.« Meine Stimme klang hart. Ich zog mich wieder vom Fenster zurück. Wo lag der Eingang zum Keller. Das war im Augenblick die Frage, die mich am meisten beschäftigte. Ich machte erst einmal Licht. Viel heller wurde es auch nicht. Durch die Zimmertür gelangte ich in einen kleinen Flur. Ich ging ihn bis zum Ende durch, blieb vor einer Mauer stehen, doch den Eingang zum Keller hatte ich nicht entdeckt.

Zwangsläufig mußte ich zurück in das Zimmer. Dabei schritt ich über einen Teppich. Unter meinen Füßen klang es dumpf, als würde sich dort ein Hohlraum befinden.

Hohlraum? Falltür?

Die Gedanken kamen blitzschnell.

Doch es war bereits zu spät. Daß sich unter mir eine Falltür befand, bekam ich in der nächsten Sekunde auf eine verdammt drastische Weise zu spüren.

Die Falltür wurde hochgestemmt. Mit großer Wucht und blitzschnell. Ich flog zur Seite, konnte das Gleichgewicht nicht halten und prallte zu Boden.

Aus meiner Froschperspektive sah ich die Gestalt, die aus der Öffnung schnellte. Es war der schwarze Henker!

***

Er hatte sich nicht verändert!

Noch immer trug er das dunkle, enganliegende Trikot. Nach wie vor schimmerte der goldene Totenschädel durch die Seidenkapuze. Der Gürtel mit der ebenfalls goldenen Schnalle teilte seinen muskulösen Körper.

Und in der rechten Faust hielt er das Beil!

Diese mörderische Waffe mit der halbrunden Klinge, unter der schon zahlreiche Menschen ihr Leben ausgehaucht hatten.

Wir starrten uns an.

Zwei Todfeinde, die wußten, daß der alles entscheidende Kampf dicht bevorstand. Stille herrschte. Und in der Stille klang das Weinen der Frau doppelt laut. Es drang aus den Tiefen des Kellers an meine Ohren.

Glenda lebte. Da war ich mir sicher.

Noch hatte keiner von uns ein Wort gesprochen, deshalb machte ich den Anfang. »Laß das Mädchen frei!« forderte ich.

Der Henker schwieg.

Ich riskierte es. »Glenda!« rief ich. »Es ist alles in Ordnung. Ich lebe!«

»John… Mr. Sinclair…«

Schwach nur kam die Antwort. Deutlich hörte ich die Angst heraus, die in den Worten mitschwang.

Ich rutschte etwas zurück, verlagerte mein Gewicht auf die angewinkelten Ellenbogen und wollte mich hochstemmen.

Sofort nahm der Henker eine angespannte Haltung an. Er hob das Beil und machte einen kleinen Schritt auf mich zu.

»Moment, Moment!« rief ich. »Laß uns verhandeln. Du kannst mich ja haben…« Der Henker zögerte.

Ich kam mir verdammt mies vor. Lag vor ihm in einer Haltung, aus der ich keinen Angriff starten konnte. Die Beretta hatte ich wieder weggesteckt. Aber zum Teufel noch mal, auch Silberkugeln waren gegen dieses Ungeheuer machtlos.

Wie sollte ich ihn dann besiegen?

Meine Gedanken wurden unterbrochen. Vor dem Haus hörte ich das Heulen einer Polizeisirene. Und auch das Brummen von Automotoren war zu vernehmen.

Der Henker drehte den Schädel. Er schien zu wittern wie ein Raubtier. Blickte jetzt zu dem zerstörten Fenster hinüber und achtete nicht so sehr auf mich.

Ich riskierte es, schnellte mich zur Seite und kam gedankenschnell auf die Füße. Augenblicklich kreiselte der Henker herum. Er hob seinen Arm, doch er schlug nicht zu.

Noch nicht…

Aber was hinderte ihn daran? Obwohl es ziemlich kalt war, sammelte

sich auf meiner Stirn der Schweiß. Auch im Nacken spürte ich die Tropfen. Hinter dem Kragen rannen sie herab und glitten über meinen Rücken.

Das Sirenengeheul wurde lauter, dann verstummte es. Türen schlugen.

Ich hörte Konstabler Archers Stimme. Sie klang gepreßt. »Sinclair ist im Haus. Seien Sie vorsichtig, Inspektor. Auch der Henker ist da.«

»Ach, Quatsch!«

Ich sah rasch zur Tür. »Bleiben Sie draußen, Harris!« brüllte ich. »Oder es gibt ein Unglück!«

Harris gab keine Antwort, hörte aber, daß er sich mit seinen Männern unterhielt. »Ich komme doch, Sinclair!« rief er zurück. »Ich will den verdammten Henker endlich sehen. Vielleicht haben Sie mir einen Bären aufgebunden, Sie Geisterjäger!« Auch Archer schrie. Er und ich, wir konnten Harris nicht zurückhalten.

Ich hörte seine Schritte. Moro vernahm sie ebenfalls. Plötzlich glitt er zur Tür. Das Beil hielt er schlagbereit in der Faust.

Ich konnte jetzt nicht mehr zögern. Wenn ich Harris Leben retten wollte, mußte ich den Henker attackieren.

Von der Seite her hetzte ich auf ihn zu. Im Laufen zog ich die Beretta – und schoß. Die Kugel klatschte in die Brust der Bestie, riß dort ein Loch, aber aufhalten konnte sie den schwarzen Henker nicht.

Dann überstürzten sich die Ereignisse. Das Echo des Schusses schwang noch im Raum, als Inspektor Harris an der Tür auftauchte.

Ich sah das Erschrecken auf seinem Gesicht, die weit aufgerissenen Augen, brüllte eine verzweifelte Warnung – da schlug der Henker zu.

Eiskalt, gnadenlos!

Wie Harris es schaffte, im letzten Moment zurückzuzucken, bekam ich nicht mit. Auf jeden Fall verfehlte ihn die mörderische Klinge, zerfetzte nur den Mantel in Schulterhöhe und drang dann in das Holz des Türrahmens.

Der Henker stieß einen röhrenden, wütenden Laut aus. Sofort riß er das Mörderbeil wieder aus dem Holz, kreiselte mit der Waffe herum und wandte sich mir zu. Breitbeinig stand ich da. Mit angeschlagener Waffe. Und fühlte mich doch so verdammt hilflos.

Moro war immun gegen geweihte Kugeln. Er gehörte zu den Dämonen der höheren Ränge.

Ich konnte ihn nicht besiegen. Nicht mit den Mitteln, die mir im Augenblick zur Verfügung standen.

Ich schaute über seine Schulter hinweg, sah Inspektor Harris, wie er seine Dienstwaffe aus der Halfter zerrte und auf den Henker anlegte.

Dann schoß er.

Drei-, viermal jagten der verdammten Bestie die Kugeln in den Rücken. Moro lachte nur. Auch normale Geschosse taten ihm nichts.

Dann aber griff er mich an!

***

Er kam wie ein Unwetter. Huch schwang der das Mörderbeil über seinem Schädel. Aus dem schrecklichen Rachen drang ein urwelthafter Schrei.

Die Klinge fegte hernieder.

Wuchtig und tödlich…

Ich sprang zur Seite. Instinktiv und gedankenschnell. Mein weiteres Handeln wurde von den Reflexen geleitet und von meiner in tausend Kämpfen erprobten Reaktionsschnelligkeit. Nur deshalb gelang es mir, der Klinge auszuweichen.

Ich zog mich zurück bis zur Wand. Aus den Augenwinkeln sah ich die verzerrten Gesichter der Polizisten hinter den Fenstern. Die Männer beobachteten den Kampf, Eingreifen konnten sie nicht. Das war eine Auseinandersetzung zwischen der Bestie und mir.

Einer würde auf der Strecke bleiben!

Mit der Schulter prallte ich gegen die Zimmerwand und gegen ein altes Sturmgewehr aus dem Zweiten Weltkrieg. Mit einer Hand riß ich es vom Haken, sprang sofort zur Seite und brachte einen kleinen Tisch zwischen mich und den Henker.

Die Klinge pfiff heran. Fast waagerecht, und sie hätte mir bestimmt den Kopf abgeschlagen.

Ich war längst zurückgewichen, riß das erbeutete Gewehr hoch und hielt es dem nächsten Schlag entgegen.

Metall klirrte gegen Metall.

Das Gewehr wurde mir durch den ungeheuren Aufprall aus der Hand gerissen. Es polterte zu Boden und rutschte noch ein Stück weiter.

Schaurig lachte der Henker auf. Siegessicher klang seine Stimme. Ja, er war sich seiner Sache sicher.

Ich packte den Tisch, fing den nächsten mörderischen Hieb damit ab. Die Schneide durchschnitt das Holz in zwei Hälften. Eine behielt ich in der Hand und schmetterte sie dem Henker gegen den häßlichen Schädel.

Er knurrte nur.

Dann holte er zu einem neuen Schlag aus. Er drosch zu wie eine Maschine, ermüdete nie, denn die Kraft der Hölle leitete und spornte ihn an.

Immer wieder wich ich aus.

Drei, vier Schläge verfehlten mich nur um Haaresbreite. Ich wurde zurückgetrieben, klebte plötzlich mit dem Rücken an der Wand. Und dann griff der Henker zu einer teuflischen List. Er wechselte das Mörderbeil in die linke Klaue und ergriff mit der rechten eine schwere Vitrine. Ehe ich mich versah, schleuderte er das Möbel auf mich zu.

Ich wollte noch zur Seite springen, schaffte es aber nicht. Die Vitrine klemmte mich ein. Genau in Höhe der Oberschenkel.

Ich saß in der Falle.

Und der Henker ließ sich Zeit für den alles entscheidenden Schlag. Er wußte, daß ich ihm nicht mehr entkommen konnte.

In einer verzweifelten Aktion hob ich die Beretta. Sie, die mich bereits so oft beschützt hatte, war nun wertlos.

Tatsächlich?

Ich weiß es nicht, wie es kam, aber plötzlich schwirrten mir Rileys letzte Worte im Kopf herum. Er hatte von dem Gürtel gesprochen, von der Schnalle.

Mein Blick fraß sich daran fest.

Ich sah den im Metall eingravierten Teufelskopf. Er hatte einen leicht rötlichen Schimmer, stach von dem Gold des Metalls ab. Ich glaubte sogar, daß sich das Maul zu einem triumphierenden Grinsen verzogen hatte.

Der Kopf des Satans. Und der schwarze Henker. Eine höllische Symbiose. Die Vereinigung des Bösen.

Wenn ich die beiden nun trennte…

Hoch hob der Henker das Beil. Der Schädel hinter der Kapuze schimmerte wie eine kalte Sonne.

Ich zielte.

Schoß!

Es war der berühmte Sekundenbruchteil früher. Bevor Moro zuschlagen konnte, trafen zwei Silbergeschosse die goldene Schnalle in der Mitte des Körpers.

Was dann geschah, werde ich nie in meinem Leben vergessen.

Unheimlich brüllte Moro auf. Meine Silberkugeln hatten die Schnalle zerfetzt, den häßlichen Teufelskopf auseinander gerissen, die magische Verbindung zerstört.

Der Henker blieb stehen. In der Mitte des untoten Körpers befand sich ein handtellergroßes Loch. Plötzlich loderten darin kleine Flämmchen auf, fraßen sich blitzschnell weiter und zerstörten die untote Bestie von innen heraus.

Schreiend wankte der Henker zurück. Er ließ sein Beil fallen. Im nächsten Augenblick zerplatzte sein Schädel. Moro machte noch einen Schritt, kam an den Rand der Falltür und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Ich aber stand da wie zu einem Denkmal erstarrt. Hielt immer noch die Beretta umklammert. Hart und spitz traten meine Handknöchel hervor. Ich hörte meinen eigenen pfeifenden Atem und begriff noch gar nicht, daß ich mit dem Leben davongekommen war.

Bis ich Glenda Perkins sah.

Sie hatte den Keller verlassen, ohne daß ich es bemerkte. Sie sah

mich nur an, lächelnd und weinend zugleich.

Dann stürmten die Beamten in das Haus. Inspektor Harris an der Spitze. Die Vitrine wurde weggeschoben.

Harris sprach mich an. »Ich glaube, ich muß Ihnen Abbitte leisten, Herr Kollege.«

Ich wollte nicken, doch selbst das schaffte ich nicht mehr. Plötzlich wurde es dunkel um mich, und ich fiel einfach um.

Auch ein Geisterjäger hat mal eine schwache Stunde.

Der Pfarrer, der alte Cromwell und James Riley wurden begraben. Ich nahm an der Beerdigung teil.

Die Trauerrede hielt ein Geistlicher aus dem Nachbarort. Er sprach davon, daß das Böse nun endlich ausgemerzt sei und die Menschen wieder aufatmen konnten.

Für Pitlochry stimmte das sicherlich, doch ich allein wußte, daß anderswo in der Welt der Kampf wieder von vorn beginnen würde.

ENDE